Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **40 (1981)**

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Besprechungen – Comptes rendus

CLAUDE THIRY, *La plainte funèbre*, Tournhout (Brepols) 1978, 90 p. *(Typologie des sources du moyen âge occidental 30)*.

Die Reihe «*Typologie des sources du moyen âge occidental*» – ein groß angelegtes, vom Institut d'Etudes Médiévales in Louvain betreutes, seit 1972 laufendes Fortsetzungswerk – bemüht sich, einen wesentlichen Beitrag zur Gattungstheorie und Gattungsgeschichte mittelalterlicher Texte zu geben. Sie versucht mit Erfolg, schriftliche Dokumente aller Art interdisziplinär zu vermitteln, indem sie sie ihrer jeweiligen Gattung gemäß bestimmt und in ihrer Entwicklung charakterisiert. Gleichzeitig unterrichtet sie über die textgerechte Lektüre und Einschätzung gattungsgebundener Zeugnisse, was der interpretatorischen Arbeit vor allem zugute kommt. Nur chronologisch und geographisch sind dem umfassenden Unternehmen Grenzen gesetzt: die einzelnen Faszikel behandeln Texte aus der Zeit von 500 bis 1500; sie beschränken sich auf den Raum des lateinischen Abendlandes und des arabischen Spanien. Es liegt auch nicht in der Zielsetzung der Reihe, ausführliche Einzelinterpretationen zu geben. Bestimmte Textstücke und bloße Abschnitte werden lediglich beispielshalber beigezogen. Es ist klar, daß sich bei der Klassifikation verschiedenster schriftlicher Zeugnisse oft Schwierigkeiten der Zuordnung ergeben: einerseits fordern die mittelalterlichen Poetiken und Rhetoriken nämlich die Befolgung von Gattungsregeln und stellen entsprechende Muster bereit; andererseits machen die einzelnen Gattungen meist Anleihen bei 'fremden' Textarten, um sich so einen Freiraum des Ausdrucks zu wahren. Doch ist gerade diese die Gattungsdefinition erschwerende Dynamik im Verhältnis der Gattungen untereinander interessant: sie bewahrt die Texte vor formaler Stagnation und ermöglicht ständige Innovation. Dies erhält die Gattungen über Jahrhunderte frisch.

Im derart vorgezeichneten Rahmen gibt Claude Thiry (C.T.), dessen Dissertation *Recherches sur la déploration funèbre française à la Prérenaissance* 1973 von der Universität Liège angenommen wurde, eine Einführung in das literarische *genus* der versifizierten *plainte funèbre*. Die vielfachen Ansatzpunkte bei der Besprechung der Totenklage machen C.T.s Gattungsstudie ungemein anregend; es verlohnt sich deshalb wohl, hier in Auswahl einige Ergebnisse zu referieren.

Mit Recht legt C.T. Gewicht mehr auf die geschichtliche Entwicklung der versifizierten Totenklage denn auf ihre gelegentliche Gleichförmigkeit. Die Definition der *plainte funèbre* (Kap. I) – lt. *planctus, lamentatio;* volkssprachlich *planh, plainte, complainte, regret, deploration, pianto, lament, lamentacion* – gibt C.T. anhand zweier Textzeugen, die bereits die Entwicklung innerhalb der Gattung anzeigen: eine Stelle aus den *Leys d'Amors* (ca. 1330) steht für die Tradition der okzitanischen Klagelieder, und ein Abschnitt aus der *Art poetique* des Thomas Sebillet (1548) markiert die Wende, an der die antike Totenklage durch die Humanisten wieder aufgenommen wurde. Solche Poetiken und rhetorischen Traktate verzeichnen die der Trauer und dem Pathos zukommenden *figurae* und *topoi*, um sie als Muster anzubieten. Unter ihnen nimmt die *Poetria nova* des Gaufredus von Vinsauf eine für das Mittelalter entscheidende Stellung ein. Sie behandelt den Wortschatz und die Stilart des lt. *planctus*, womit sie die Onomasiologie des Todes, der Trauer und des Schmerzes in ihrem Reichtum bereits für das 12. Jh. bezeugt. Zudem ist nicht zu vergessen, daß die Totenklage nicht die einzige mit einem Todesfall in Verbindung stehende Textart ist; auch das Epitaphium, die

Consolatio-Literatur, das Totenverzeichnis, häufig die Biographie und öfter auch die Hagiographie stehen in Zusammenhang mit dem Tod. Die rhetorischen Stilmittel – vorab *apostrophe*, *amplificatio*, *repetitio*, *periphrase* – sind bei der Totenklage nicht strikt gattungsgebunden, dienen jedoch, auch in der volkssprachlichen Dichtung, stets dem spezifischen Pathos der Todessituation. Inhaltliche Kriterien sind indes zur Gattungsbestimmung am klarsten.

Vom Inhalt her erweist sich die Totenklage als elitär: Gegenstand der Trauerdichtung ist nicht irgendwer, nur jemand von Stand und/oder Rang. Selektiv ist sie in dem Sinn, daß sie nur mustergültige Züge am Betrauerten hervorhebt.

Ein weiteres Kapitel (Kap. II) handelt ausführlicher von der Tatsache, daß die Totenklage als Gelegenheitsdichtung und Gebrauchstext trotz den aus der Todessituation sich ergebenden Konstanten eine Entwicklung zeigt. Eine bloße Durchsicht der Klagen nach Motiven und Gemeinplätzen genügt deshalb zu ihrer Interpretation nicht. Gerade die Abweichungen vom konventionellen Schema sind relevant, gerade das Abweichen von der rhetorischen Tradition ist eminent aussagekräftig. Eine freiere formale Handhabung und relative Loslösung von stereotypen Formeln wird von C.T. auf den allmählichen Prozeß der allgemeinen Trennung von Dichtung und Musik zurückgeführt. Er gibt dafür freilich keine hinreichende Begründung und ist in diesem Punkt überhaupt zuwenig ausführlich. Jedenfalls setzt nicht einmal die im *dit* erreichte umfangmäßige Großform der Totenklage unbedingt eine Trennung des Textes von Musik voraus.

In komparatistischer Gegenüberstellung der Totenklagen aus verschiedenen Sprachräumen zeigt sich nebst der formalen eine beachtliche thematische Variationsbreite. Sie läßt gelegentlich interessante Rückschlüsse auf ein bestimmtes Milieu, insbesondere dessen Gesellschaftsstruktur, zu. Selbstverständlich beeinflußt die sich epochal wandelnde Einstellung zum Tod – Einstellung sowohl des Verstorbenen wie der Hinterbliebenen – die literarische Gattung der Totenklage. Dadurch wird sie zum mentalitätsgeschichtlich bedeutsamen Zeugnis. Global gesehen verschiebt sich im hier betrachteten Zeitraum das Interesse von den historischen Ereignissen und den oft außergewöhnlichen Umständen beim Todesfall zunehmend auf das persönliche Geschehen beim 'normalen' Sterben. Doch auch der Lebenslauf des als tot Beklagten gewinnt rückblickend, meist im *Encomium* oder *Panegyricum*, an Bedeutung.

Ebenso wie Form und Thematik untersteht die in der Totenklage wahrnehmbare Intention einem Wandel. In politischem Kontext kann die Totenklage zur Rache aufrufen; sie vermag aber auch Polemik, Didaktik und Erbauung zu integrieren. Durch Lob und moralische Belehrung besonders wird die Totenklage zum Denkmal für die Zukunft. Durch die *fama* lebt der Verstorbene nicht nur in der jenseitigen 'ewigen Seligkeit' weiter.

Ein Abschnitt über den Wert der Totenklage zur Gewinnung von Informationen über historische und gesellschaftliche Ereignisse und Bewegungen beschließt die Einführung von C.T. in das *genus* der Totenklage (Kap. III). Die methodische Anleitung zur sinnvollen Lektüre der *plainte funèbre* besteht, grob gesagt, im Rat, zuerst durch stilistische und thematische Analyse die Merkmale der traditionellen Rhetorik und Topik herauszustellen, damit in den dabei zutage tretenden Abweichungen von der Konvention die signifikativen Aussagen recht in Erscheinung treten können. Da in der Totenklage im Laufe ihrer Geschichte die Gestalt des Verstorbenen immer mehr an Kontur gewinnt, kristallisieren sich auch zunehmend die Idealvorstellungen vom einstigen Handeln des Toten, vom Stand und der Gesellschaft, denen er angehört, der Beschreibung wie im Lob seiner Person. Sie wird durch ein spezielles Arrangement des Stoffes innerhalb der Klage zum 'Spiegel' für die noch lebende nächste Generation. Propagandistische Tendenzen sind da nicht selten, ob die Totenklage nun reale oder fiktive Zustände anvisiert. Werden den Hinterbliebenen als Erbe in die Zukunft weisende Ideale vorgeführt, nimmt die Totenklage häufig die Form der Allegorie an.

In etlichen Klagegedichten ist jedoch weniger der Tote als der Tod selbst eigentlicher Gegenstand. Dann läßt sich an der Totenklageliteratur eine Geschichte der Todesvorstellung ablesen. In großen Zügen wird von C.T. gezeigt, daß der allmächtige Tod beinahe immer negativ aufgefaßt wird: bitter, hinterlistig, eine destruktive Kraft, ja ein Feind ist er. Nur selten erscheint er positiv als Tor zum ewigen Leben oder als Öffner des Paradieses und auch dann noch ist er hart für die zurückgelassenen Hinterbliebenen. In diesem Bereich der Todesthematik, da wo der Tod die Hauptperson darstellt, siedelt sich im 15. Jahrhundert das Makabre an. Umgekehrt ruft die Drastik im desolaten Gedenken an den unausweichlichen Tod innerhalb der Totenklage als Kontrast oft den Ausdruck der gesteigerten Lebensfreude hervor.

C.T. hat, zwar eher grosso modo, aber ungemein perspektivenreich den Bezirk abgesteckt, in dem sich die Forschung bewegen kann und soll, will sie die Gattung Totenklage richtig einschätzen und deuten. Daß eingehende Studien an Einzeltexten nun erst recht zu leisten sind – immer mit dem Blick auf den Großraum der Totenklage –, dies macht C.T.s Einführung in die *plainte funèbre* aufmunternd klar.

Louise Gnädinger

★

AUGUST BUCK – MAX PFISTER, *Studien zu den «Volgarizzamenti» römischer Autoren in der italienischen Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts*, München (Wilhelm Fink) 1978 *(Abhandlungen der Marburger gelehrten Gesellschaft, 1/1977)*.

La contribution de A. Buck «Die Bedeutung der 'volgarizzamenti' für die Geistes- und Literaturgeschichte» rend compte de la continuité de la tradition latine en Italie. Grâce aux gens comme Cassiodore, non seulement les mss. de l'antiquité étaient conservés, mais aussi l'étude des auteurs anciens restait dans le programme du trivium. Les auteurs classiques forment l'armée de la Dame Gramaire chez Henri d'Andeli et, en effet, les passages tirés d'anciens auteurs à titre d'exemple des règles grammaticales latines forment des corpus considérables; dans la grammaire de Priscien p. ex., ils comptent plus de 10000 lignes. Ainsi conçue, l'étude de la grammaire latine figure dans le programme des écoles et des universités européennes jusqu'au commencement du XIII^{e} s., c'est à dire, en France, jusqu'à la grande époque de la logique aristotélienne, et, en Italie, jusqu'à l'éclosion des études de médecine et de droit dans ce pays.

En Italie, l'histoire de Rome fut évoquée non seulement par l'étude des auteurs, mais aussi par la présence des bâtiments et des ruines remontant à l'antiquité. Pise, Florence, toutes les «cités-Etats» de l'Italie ont connu Rome et ont voulu l'égaler.

A cause des exigences caractéristiques de toute société urbaine, les écoles furent particulièrement nombreuses dans ces communes italiennes. La grammaire latine qu'on y enseignait ou plutôt les *artes dictaminis* (sorte d'études stylistiques) qu'on donnait aux élèves, remplaçaient vers 1200 les auteurs de l'antiquité par des Pères de l'Eglise, reflet de la disgrâce de la Dame Gramaire. Sans être totalement abolie nulle part, l'étude des auteurs classiques continuait d'une façon particulièrement tenace à Arezzo. Guittone d'Arezzo, représentant de cette culture conservatrice, annonce déjà par là la Renaissance italienne. Peu à peu, l'intérêt pour les auteurs classiques augmentait: on avait introduit Virgile, Horace, Ovide et

Stace dans le nouveau programme de Studia Generalia. Ce n'est pas par hasard que Dante considère, dans *De Vulgari Eloquentia*, Virgile, Ovide, Stace et Lucane comme des maîtres du style.

Brunetto Latini a pris un intérêt tout personnel pour Cicéron, non pas à cause de ces Studia, mais parce que lui-même, homme d'Etat, il comprenait l'utilité de la rhétorique et s'intéressait aux théories de Cicéron qu'il voulait rendre accessibles à la bourgeoisie florentine. On retrouve le même intérêt personnel chez Dante, élève de Latini: lui aussi traitait les auteurs de l'antiquité en contemporains. – Ensuite, c'est Pétrarque qui a «nettoyé» le texte de Tite-Live, qu'allait traduire Boccace. Et le style de Boccace se rapproche graduellement de celui de l'original, jusqu'à le rendre pratiquement mot-à-mot vers la fin de la traduction (p. 34). On voit la relation intime entre l'antiquité romaine et les créateurs de la prose italienne.

Un point intéressant relevé par A. Buck (p. 35) est la constatation de Boccace, qu'à l'époque de la Renaissance, se sont les gentilshommes pauvres et la petite bourgeoisie, et non la haute noblesse, qui s'intéressaient à l'étude de la philosophie et de l'antiquité. D'après Boccace, la haute noblesse ne fait rien: s'intéresse-t-elle plutôt à la littérature courtoise d'origine française, que cette classe avait inspirée et qui était destinée à être lue par elle? – En France, la noblesse s'intéressait d'une façon active au travail des traducteurs, que l'on songe à la maison d'Eu, p. ex.

La contribution de M. Pfister «Die Bedeutung der 'volgarizzamenti' lateinischer Texte für die Herausbildung der literarischen Prosasprache», p. 44ss., constate l'importance de la traduction dans la formation de la prose littéraire occitane, française (textes bibliques dans les deux cas) et espagnole (textes scientifiques arabes, à la cour de Alfonse el Sabio) et présente la situation particulière de l'Italie où le franco-italien servait de langue de prose dans les provinces du Nord, alors que la région toscane créait la sienne à l'aide des *volgarizzatori*, et surtout à l'aide de leurs traductions du latin de l'époque classique.

Suit une analyse intéressante de l'œuvre, des néologismes et des traits syntaxiques des *volgarizzatori*, Brunetto Latini, Bono Giamboni, Bartolomeo da San Concordio, Boccace, Arrigo Simintendi da Prato et Ciampolo di Meo Mellone degli Ugurgieri, et enfin une discussion de certains faits syntaxiques présents chez plusieurs *volgarizzatori;* l'infinitif précédant le verbe principal, l'ordre verbe + sujet après une subordonnée, la proposition infinitive.

Il s'agit de deux contributions très bien documentées, importantes aussi bien pour l'historien que pour le linguiste. – Comme je m'occupe du développement de la langue des *translateurs* français de la même époque, j'ai trouvé d'un intérêt particulier les comparaisons établies entre la genèse de la prose italienne et la prose française.

Brunetto Latini trouve en Toscane, vers 1260, «eine stark entwickelte Gebrauchssprache» (p. 48) dont on s'était servi pour des documents publics et privés et pour une *Cronaca fiorentina*, anonyme semble-t-il. Un *translateur* français de la même époque se trouvait dans une situation bien différente: il existait déjà une prose littéraire. On avait des chroniques qui, comme le dit M. Pfister, appartiennent en général aux plus anciens textes en prose, mais même celle de Villehardouin était devancée p.ex. par la prose des sermons de St Bernard et l'admirable *Lancelot* en prose est contemporain de la *Conquête* de Villehardouin; le *Tristan* en prose, au style simple et dramatique, et la chantefable *Aucassin et Nicolette* appartiennent au XIII^{e} s. Le *Mestier de Paris*, p.ex. montre que la prose française connaissait également un emploi juridique. Les textes cités, tous, à l'exception peut-être de la chantefable, sont antérieurs aux traductions de Mahieu le Vilain et Jean de Meun.

L'auteur des *Faits des Romains* (1213–1214) ne semble pas traduire ses sources, mais les employer d'une façon plus libre: n'est-ce pas là une preuve de l'existence d'une prose établie, d'un genre éprouvé au moins, et que l'on croyait facile à utiliser. Brunetto Latini

lui-même, sa lecture a-t-il vraiment trouvé *la parleure* de la France la *plus delitable*, ou était-ce plutôt une prose vernaculaire toute faite qui l'invitait à s'en servir[1] ?

C'est la non-existence, à mon avis, d'une prose traditionnelle en Italie qui explique la formation de la prose italienne d'après le modèle latin, et d'autre part, c'est la présence d'une prose toute faite et née d'une culture qui vivait encore, qui rendait difficile, en France, l'application des principes de la rhétorique de l'antiquité.

Ce qui cependant restait la tâche des premiers *translateurs*, c'est l'entraînement de cette prose à l'expression scientifique aussi exacte que celle des modèles antiques. Un Jean de Meun savait s'y prendre en n'introduisant pratiquement que des termes techniques latins dans sa prose bien française[2], tandis que les latinismes syntaxiques d'un Jean de Vignay produisent des effets parfois très choquants. En effet, un rapprochement trop brusque des deux systèmes était voué à l'échec. Ajoutons que la tentative exagérée de reproduction des expressions latines qui se présente à l'époque du moyen français («écumeurs de latin»), a été sans doute facilitée par une destruction du sentiment stylistique dont les causes étaient aussi bien d'ordre linguistique (perte de la déclinaison à deux cas) que d'ordre culturel (la Guerre de Cent Ans).

M. Pfister constate, p. 84: «Lateinische Syntax und Lexikon halfen mit, jene Ausdruckslücken zu schließen, die zwischen Latein und Volkssprache im gehobenen, literarischen Ausdruck noch bestanden. Jene Lücke, die Du Bellay drei Jahrhunderte später für das Französische so schmerzlich empfand, haben in Italien bereits die ersten *volgarizzatori* geschlossen». Mais Du Bellay qui regrette la lourdeur de sa langue maternelle n'incite pas ses lecteurs à l'imitation des Italiens; bien au contraire, sa plainte tend à la purification de la langue française qui n'est ni pauvre ni infertile et qui peut créer ses expressions au lieu de les emprunter.

Remarques de détail:

p. 62: *seignorie* '... autorité du seigneur' et *seigneurie* '...autorité (tout court)' ne sont pas deux mots différents, mais des graphies et acceptions différentes du même mot.

p. 64: «Die Vorstellung des Objektes scheint charakteristisch zu sein für die älteste Phase der romanischen Sprachen», constatation étayée par deux exemples tirés de la Ch. Rol.: cependant ceux-ci reflètent la liberté spécifique de l'ancien fr. rendue possible grâce à la déclinaison à deux cas. Cf. Kukenheim, *Synt.* p. 123: «Par la disparition des cas, la séquence C+V+S est devenue impraticable dès le moyen fr.»

p. 70: Le texte latin correspondant à *Le cittadi et le castella o per natura di luogo o per opera di mano si debbono forti fare ...* est *Urbes atque castella aut natura muniuntur aut manu*, et la traduction fr. par Jean de Meun *Citez et chastiax sont garni par nature ou par art*. Les citations données sont beaucoup trop laconiques.

p. 82: La traduction de Bono Giamboni *di buono esemplo et di perdonare* rend Veg. *exemplis*, *indulgentia* (et non *-ae*), leçon mentionnée dans l'apparat de Lang.

Leena Löfstedt

[1] Cf. PFISTER p. 52: «Wenn wir die Prosasprache ... von Guittone d'Arezzo vergleichen mit den vulgärsprachlichen Werken von Brunetto Latini, fällt die Eigenständigkeit von Brunetto Latinis Sprache auf. Seinem Streben nach Klarheit ist es wohl zu verdanken, daß die vulgärsprachliche Kunstprosa sich vom rhetorischen Beiwerk befreien konnte» – quel est le rôle de l'expérience française de l'auteur du *Trésor ?*

[2] Citons à ce propos l'observation de Segre déjà mentionnée par A. BUCK p. 28 : «il sentimento lingustico di Jean de Meun è più orientato verso la propria lingua e i propri ideali, quello di Bono (Giamboni) rende il traduttore più proteso ad ascoltare la voce dell'antico.»

KURT BALDINGER, *Dictionnaire onomasiologique de l'ancien occitan (DAO)*, fasc. 1, Tübingen (Niemeyer) 1975, p. I–X + 1–80; fasc. 2, 1980, p. 81–160; *Supplément*, fasc. 1, 1980, p. 1–80.

KURT BALDINGER, *Dictionnaire onomasiologique de l'ancien gascon (DAG)*, fasc. 1, Tübingen (Niemeyer) 1975, p. I–X + 1–80; fasc. 2/3, 1977, p. 81–240; fasc. 4, 1980, p. 241–320.

Ich habe bewußt gewartet mit der Anzeige dieses monumentalen Werkes, bis auch der erste Faszikel des *Supplément* zum *DAO (DAOSuppl)* erschienen war. Jetzt erst hat man einen ersten Überblick über das ganze Werk.

Systematisch gesehen, bildet der *DAO* den Ausgangspunkt[1]. Er wird so vorgestellt: «Ce dictionnaire regroupera de façon onomasiologique les mots relevés par Raynouard (Rn) et par Levy (Lv) et les complétera par les matériaux tirés des glossaires plus récents et par les données du *FEW*. Ce sera donc le premier dictionnaire onomasiologique de l'ancien occitan. On retiendra toutes les graphies (avec indication des dates), mais sans contextes (puisqu'on les trouve facilement dans Rn et Lv). Il va sans dire que les mots et les formes du *Dictionnaire de l'ancien gascon (DAG)* s'y retrouveront. Un supplément *(DAOSuppl)* réunira, sous forme d'appendice, les attestations en ancien occitan dépouillées par nous-même (de façon non systématique) et qui ne se trouvent ni dans Rn ni dans Lv; nous ajouterons les attestations en français et en latin médiéval qui, sortant du domaine gascon, ne trouvent pas leur place dans le *DAG*.» (p. VIII–IX).

Der *DAO* ist ein onomasiologischer Schlüssel zu Raynouard und Levy mit gewissen Ergänzungen[2]. Einen hervorragenden Platz unter diesen Ergänzungen nehmen die Materialien aus der Gascogne ein, die im *DAO* stichwortartig erwähnt sind. Im *DAG* werden sie dann ausführlich mit Textbeispielen belegt. Daß das Gaskognische in dieser Weise eine Sonderstellung einnimmt, ergibt sich aus der Entstehungsgeschichte des Werks, die zu einem ungeheuer großen Materialschatz im gaskognischen Bereich geführt hat. Lexikalische Zusatzmaterialien aus dem übrigen Südfrankreich werden ebenfalls stichwortartig erwähnt und dann mit Belegen im *DAOSuppl* behandelt. Sie sind allerdings – aufgrund des nicht-systematischen Charakters der Exzerpte – viel weniger reich. In beiden Fällen *(DAG* und *DAOSuppl)* werden neben okzitanischen Formen[3] auch mittellateinische und regionalfranzösische zitiert, damit ein Wörterbuch entstehen soll «qui tienne compte de tous les idiomes «vivants» de la région choisie» (p. IX).

Nimmt man dies alles zusammen, ist der *DAO* ein onomasiologisches Register zu Raynouard und Levy mit nicht genau bestimmten Ergänzungen sowie mit Verweisen auf ein

[1] Historisch liegen die Verhältnisse anders. Da liegt der Ausgangspunkt bei K. BALDINGERS Absicht, ein «Wörterbuch der gaskognischen Urkundensprache» (so bereits zitiert im *FEW*) zu schaffen. Zur Entstehung und Entwicklung des Werks, zu den verschiedenen Mitarbeitern und den tragenden Institutionen cf. die gleichlautende «Préface» im ersten Faszikel des *DAO* und des *DAG* (p. V–X).

[2] Welches – abgesehen von den gleich zu erwähnenden Materialien des *DAG* und des *DAOSuppl* – diese Ergänzungen genau sind, wird leider nirgends gesagt. Die auf einem Einlageblatt des ersten Faszikels des *DAO* abgedruckte «Bibliographie provisoire» enthält vor allem neue Ausgaben und Neuausgaben von literarischen Texten sowie lexikalische Studien.

[3] Der Terminus 'okzitanisch' schließt hier das Gaskognische ein. Durch den Einbezug der gaskognischen Formen in den *DAO* scheint K. BALDINGER sich der allgemeinen Auffassung anzuschließen, daß das Gaskognische eine Mundart des Okzitanischen und nicht eine eigene Sprache ist. Zu Beginn der Arbeiten für ein «Wörterbuch der gaskognischen Urkundensprache» (cf. supra N 1) hatte er wohl mit dem Gedanken gespielt, dem Gaskognischen einen Sonderstatus zuzubilligen; cf. seine Studie *La position du gascon entre la Galloromania et l'Ibéroromania*, *RLiR 22* (1958), 241–289.

imponierendes, neu aufgearbeitetes Material aus der Gascogne[4] und auf ein wesentlich weniger umfangreiches, aber auch sehr wertvolles Material aus dem übrigen Südfrankreich. Dazu kommt, daß für alle Formen und Bedeutungen ein – positiver oder negativer – Verweis auf das *FEW* vorhanden ist[5].

Will man vom *DAO* aus zu der lebendigen Sprache in Texten vordringen, braucht man nun allerdings ein umfangreiches Instrumentarium. Man muß Raynouard und Levy vor sich haben sowie *DAG* und *DAOSuppl.* Genügt der in diesen Wörterbüchern gegebene Kontext nicht und will man den weiteren Schritt zu den exzerpierten Textausgaben machen, stößt man im Bereich der Baldingerschen Publikationen an eine nicht immer leicht zu überschreitende Grenze, deshalb nämlich, weil noch keine umfassende Bibliographie der Quellen mit Abkürzungsverzeichnis vorliegt. Da kann man nur hoffen, daß diese Lücke möglichst bald geschlossen wird.

In einer anderen Beziehung stellen sich dem Benützer auch gewisse Schwierigkeiten in den Weg. Wer ein altokzitanisches Wörterbuch konsultiert, tut dies in der Regel, um ein ihm nicht bekanntes Wort nachzuschlagen, das er in seiner Lektüre angetroffen hat. Dafür sind die Baldingerschen Wörterbücher aber nicht geeignet, da sie das Wortmaterial onomasiologisch anordnen, nach dem Begriffssystem von Hallig-Wartburg[6]. Natürlich kann man im «Alphabetischen Register» dieses Systems (p. 230–315) nachschauen, wo ein «Begriff» behandelt wird, und in jedem der bisher publizierten Faszikel des *DAO* und des *DAG* findet sich ein Einlageblatt mit einem «Index alphabétique des articles (concepts)». Aber dazu muß man den Sinn eines Wortes schon einigermaßen kennen. Wirklich erschlossen wird das Material erst sein, wenn einmal, nach Abschluß des *DAO*[7], ein vollständiger alphabetischer Wortindex veröffentlicht wird. Dieser Index wird auch zeigen, daß die Mehrzahl der Wörter in mehreren Artikeln auftritt, was sich aus dem polysemen Charakter der meisten bedeutungstragenden Zeichen einer natürlichen Sprache erklärt.

Angesichts der Tatsache, daß ein solcher Generalindex auf jeden Fall nötig sein wird, kann man sich die Frage stellen: Warum hat K. Baldinger denn nicht einfach die alphabetische Anordnung gewählt? Baldinger selbst hat wiederholt auf Wesen und Bedeutung begrifflich gegliederter Wörterbücher hingewiesen[8]. Persönlich bin ich begrifflichen Wörterbüchern gegenüber zurückhaltender und glaube, daß sich bei wissenschaftlichen Werken (im Gegensatz zu stilistisch oder sprachdidaktisch ausgerichteten) eine onomasiologische Anordnung nur unter ganz bestimmten Bedingungen rechtfertigt. Solche Bedingungen sind etwa in den Bänden 21 bis 23 des *FEW* erfüllt. Da die Etyma der dort zusammengestellten Wörter und Formen gerade nicht (sicher) bekannt sind, war eine alphabetische Anordnung nach dem Etymon wie in den übrigen Bänden überhaupt nicht möglich. Um die Suche nach

[4] Ich sage nicht «bisher unbekanntes Material», da es sich nur um Exzerpte aus gedruckten Quellen handelt (cf. p. VIII, N 4). Das tut aber der Leistung des Sammelns und des Ordnens nicht den geringsten Abbruch.

[5] Hier ergibt sich allerdings eine nicht unbedingt nötige Doppelspurigkeit, indem die *FEW*-Verweise des *DAO*, soweit sie gaskognische Formen betreffen, grundsätzlich im *DAG* wiederholt werden, im Gegensatz zum *DAOSuppl.*

[6] R. HALLIG und W. VON WARTBURG, *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie. Versuch eines Ordnungsschemas*, Berlin ²1963.

[7] Das würde genügen, da grundsätzlich alle Wörter in diesem Teil des Gesamtwerkes verzeichnet sind.

[8] K. BALDINGER, *Die Gestaltung des wissenschaftlichen Wörterbuchs (Historische Betrachtungen zum neuen «Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie» von Hallig und Wartburg)*, *RJ 5* (1952), 65–94; id., *Alphabetisches oder begrifflich gegliedertes Wörterbuch?*, *ZRPh. 76* (1960), 521–536.

dem richtigen Etymon anzuregen und zu erleichtern, ist aber die Anordnung nach dem eigens dafür geschaffenen Begriffssystem von Hallig-Wartburg wesentlich zweckmäßiger als die alphabetische Anordnung nach den Anfangsbuchstaben der etymologisch undurchsichtigen Materialien selbst. Onomasiologische Gliederung kann ferner aufschlußreich sein beim Wortschatz eines Schriftstellers, weil sie zeigt, von welchen Bereichen der materiellen und geistigen Welt der betreffende Autor überhaupt spricht, welches somit seine «Welt» ist. Wenn man vorsichtig genug verfährt, kann man diese Perspektive auch auf eine ganze Sprache (oder ausgewählte Bezirke davon) ausdehnen, um so das spezifische «Weltbild» dieser Sprache zu bestimmen. Dies ist aber nur unter drei Voraussetzungen möglich: Erstens muß man sich in einer – relativen – Synchronie bewegen. Zweitens muß der Sprachschatz möglichst exhaustiv gesammelt werden. Drittens müssen zum Vergleich Sammlungen von anderen Sprachen zur Verfügung stehen, die nach den gleichen Prinzipien hergestellt sind. Die erste Bedingung ist im vorliegenden Fall nicht erfüllt[9]. Die zweite Bedingung ist bei einer Sprache, in deren Überlieferung durch die Kreuzzüge gegen die Albigenser unerhört viel verloren gegangen ist, mit dem besten Willen nicht zu erfüllen. Die Erfüllung der dritten Bedingung könnte in einer näheren oder ferneren Zukunft möglich sein, sofern entsprechende Unternehmen geplant sind und verwirklicht werden. Aber selbst wenn dies geschieht, bleiben die ersten zwei Bedingungen unerfüllt bzw. unerfüllbar. Man wird deshalb auf diesem Weg nicht zur Bestimmung des «Weltbilds» des Altokzitanischen gelangen.

Welches kann denn aber der Nutzen der onomasiologischen Gliederung sein? Ich sehe zwei wertvolle Anwendungsbereiche: Textedition und semantische Analyse. J. Wüest hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die onomasiologische Anordnung gute Dienste leisten kann, «wenn man in einem Manuskript auf ein schwer zu entzifferndes Wort stößt, dessen Sinn aus dem Zusammenhang erraten werden kann»[10]. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß diese Situation im Altokzitanischen verhältnismäßig häufig auftritt. Ebenso hilfreich und besonders wertvoll ist die onomasiologische Anordnung für die semantische Analyse. Die Artikel der hier angezeigten Wörterbücher, ganz besonders des *DAO*, bilden so etwas wie kleine Wortfelder. Die von Hallig-Wartburg übernommenen und in allen drei Publikationen einheitlich durchnumerierten «Begriffe» sind so weit, daß unter ihnen nicht nur Wörter Platz finden, die – fast – bedeutungsgleich sind (d.h. Synonyme), sondern auch bedeutungsähnliche Ausdrücke mit verschiedener Abstufung ihrer Ähnlichkeit[11]. So können innerhalb der Artikel – natürlich unter Beiziehung der Texte (cf. supra) – Analysen durchgeführt werden mit Methoden, wie sie der strukturellen Semantik vertraut sind.

Allerdings würde für all dies die onomasiologische Anordnung beim *DAO* genügen. Daß auch der *DAG* so angeordnet ist, erachte ich als problematisch. Das umfangreiche neue Material wäre besser in alphabetischer Anordnung dargeboten worden[12]. Ein «onomasiologischer Schlüssel» dazu (sowie zu Raynouard und Levy) wäre ja im *DAO* vorhanden.

K. Baldinger würde vielleicht einwenden, einer solchen Anordnung wären die mittellateinischen und regionalfranzösischen Materialien zum Opfer gefallen und nur die Berücksichtigung aller von denselben Notaren und Schreibern im gleichen Raum verwendeten Idiome könne Interferenzen zwischen diesen Idiomen deutlich werden lassen. Das Argument

[9] Die Materialien reichen vom 11. bis zum 16. Jahrhundert, «avec des prolongements, pour ce qui est du français régional, jusqu'à la Révolution», p. VIII.

[10] *Kratylos 20* (1975), 126.

[11] Eine begriffliche Mikrostruktur, wie sie K. Baldinger selbst gefordert hatte (cf. *ZRPh. 76* [1960], 530), wird in den einzelnen Artikeln allerdings nicht erarbeitet. Ich halte dies nicht für einen Mangel. Für semantische Analysen genügt die vorliegende Makrostruktur.

[12] Cf. in gleichem Sinne Annegret Bollée, *RF 91* (1979), 452–453.

ist nicht stichhaltig. Erstens einmal würde der begrifflich geordnete *DAO* die Verweise ja enthalten. Dann ist darauf hinzuweisen, daß in den meisten Fällen die erwähnten lateinischen und französischen Wörter Reflexe des gleichen Etymons sind wie die okzitanischen und deshalb durchaus – mit Kontext – in einem betreffenden okzitanischen Artikel untergebracht werden könnten. Zum Teil wären dazu allerdings gewisse Verschiebungen nötig. So wird lat. *altanus* in Nummer 62 *(est)* zitiert, okzitanisch *altan*, *auta* tritt aber nur in den Nummern 64 *(sud-est)* und 65 *(sud)* auf. Selbst wenn wirklich semantische Unterschiede vorliegen, geht bei einer Zusammenfassung in einem Artikel (natürlich mit exakter Bedeutungsangabe) nichts verloren. Zum Teil findet sich das lat. Wort nur deshalb nicht in der gleichen Nummer wie das okzitanische, weil die Einordnung nicht genügend sorgfältig war. Dies gilt etwa für *traversia*, das nicht in die Nummer 68 *(ouest)* gehört, sondern in die Nummer 151 *(vent d'ouest)*, wo okz. *traversa* verzeichnet ist[13]. Ich habe keinen Fall gefunden, wo durch das Ausscheiden von lateinischen oder regionalfranzösischen Materialien aufgrund der fehlenden Entsprechung mit einer okzitanischen Form etwas Wesentliches verloren gegangen wäre[14].

Diese Bemerkungen kommen natürlich zu spät für eine Änderung der Konzeption des Werkes. Sie sollen K. Baldinger aber zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit ich die Entstehung seiner Wörterbücher verfolge. Auch wenn ich konzeptionell in manchem von K. Baldinger abweiche, ändert dies nichts an der Tatsache, daß hier ein monumentales lexikologisches Werk zum Altokzitanischen entsteht, das jeder Okzitanist ständig dankbar verwenden wird.

G. H.

★

JAKOB WÜEST, *La dialectalisation de la Gallo-Romania. Problèmes phonologiques*, Berne (Francke) 1979, 406 p. *(RH 91)*.

Die vorliegende Habilitationsschrift kann uneingeschränkt als ein Beitrag eingestuft werden, der – seitdem die Möglichkeiten der strukturellen Phonologie erkannt worden sind – ein Desiderat der Forschung erfüllt: die Untersuchung der Lautentwicklung in der Galloromania vor dem Hintergrund phonologischer und phonemischer Strukturen[1]. Das Wechselspiel zwischen phonetischer Entwicklung, Variantenstatus und phonologischem Status erfährt eine intensive und in fast allem voll zu akzeptierende Durchdringung, die die Forschung um einen wertvollen und langersehnten Beitrag bereichert. Die strukturelle diachronische Phono-

[13] Warum wird die lat. Form übrigens in den *DAO* aufgenommen, obwohl sie aus dem Forez (Dép. Loire) stammt, also aus dem frankoprovenzalischen Raum?

[14] Reine Latinismen wie *ortum solis* (Nr. 26: *le lever du soleil*) oder *occasus solis* (Nr. 31: *le coucher du soleil*), die keine Reflexe im Romanischen hinterlassen haben, können auch keinen Aufschluß über Interferenzen geben. Oder wenn frz. *vif* – ohne okzitanische Entsprechung – in den Nummern 18 *(ardeur du soleil)*, 82 *(chaud)* und 87 *(froid)* verzeichnet ist, exzerpiert aus regionalfranzösischen Texten aus der Gascogne von 1759 und 1767, so gibt dies kaum Aufschluß über das Gaskognische des 18. Jahrhunderts und führt höchstens zu gewissen Nachträgen und Ergänzungen im *FEW*.

[1] Ich benutze in Anlehnung an P. Wunderli den Terminus 'Phonologie' ausschließlich für diejenige wissenschaftliche Methode, die sich rein mit Erscheinungen des sprachlichen Systems (Ebene der Distinktivität) befaßt. Phonemik hingegen beschränke ich – im Gegensatz zur synonymen Verwendung mit Phonologie im größten Teil der englischsprachigen Literatur – auf Erscheinungen der Norm im Sinne Coserius (cf. E. COSERIU, *Sistema, norma y habla*, in: id., *Teoría del lenguaje y lingüística general. Cinco estudios*, Madrid ²1967, p. 11–113) für Phänomene der Distribution und Kombinatorik.

logie, bislang ein Stiefkind der Forschung aufgrund der äußerst komplexen Verhältnisse dialektaler, lokalsprachlicher und nicht zuletzt schrifttraditioneller Natur war immer wieder von dieser 'konfusen' Situation abgeschreckt worden. Doch überwindet Jakob Wüest dieses 'Forschungsloch' in überzeugender, wohlfundierter und systematisch einleuchtender Weise. Davon zeugt nicht zuletzt das immense Pensum an Literaturarbeit von bis dahin nur zu Einzelaspekten publiziertem Material, von der sowohl die Bibliographie (p. 5–10) als auch die Fußnoten zeugen[2]. Gleichzeitig erfordert ein solch breit angelegtes Unterfangen wie das Wüests aber auch ein ungeheures Vertrauen in die bisherigen Forschungsergebnisse, die aufgrund der Komplexität der Themenstellung kaum überprüft werden können. – Die Option für eine strukturelle Analyse auf Kosten einer generativ-transformationellen wird zurecht mit dem nur einzelsprachlich faßbaren Phoneminventar begründet – einem Faktum, das die Transformationsgrammatik nur allzu gerne ignoriert (p. 61/62).

Das Ziel, das sich Wüest gesetzt hat, ist aufgrund der in keiner Weise optimalen empirischen Grundlage nicht ohne Schwierigkeiten und Umwege zu erreichen: die einzigen Materialien, die ihm zur Verfügung stehen, sind für das Lateinische Inschriften diversester Provenienz und für das Galloromanische seit dem 10./11. Jahrhundert die Ergebnisse der Skriptaforschung. Hinzu kommen die Ergebnisse der Sprachgeographie. Wüest gelingt es, in überzeugender Weise diese Quellen gegeneinander zu stellen, sie miteinander zu verquicken und die eine als Korrektiv für die andere einzusetzen. Aus dem heutigen Stand der Dialekte werden vorsichtige und wohl durchweg zutreffende Rückschlüsse auf die Dialektalisierung der Galloromania gezogen[3], die immer wieder – soweit dies möglich ist – zu den Ergebnissen der Skriptaforschung in Bezug gesetzt werden. Von eminentem Vorzug erscheint mir dabei, daß von der traditionellen Laut-für-Laut-Entwicklung abgegangen wird[4], die einer strukturellen Entwicklung ja auch nicht dienlich sein kann, zugunsten einer Untersuchung von allgemeinen Entwicklungsprinzipien wie Reversibilität und Irreversibilität, Wiederholbarkeit und Einmaligkeit sprachlicher Entwicklungen, Phonologisierung, Entphonologisierung und Transphonologisierung sprachlicher Einheiten usw. Dabei gelingt es Wüest zu zeigen, daß das Inventar der Entwicklungsmöglichkeiten, die den Sprachen schlechthin zugrundeliegen, relativ begrenzt ist: Assimilation, Dissimilation, Sonorisierung, Palatalisierung, Diphthongierung, Monophthongierung und einige wenige mehr. Die Entwicklung im lautlichen Bereich (System und Rede) ist dabei niemals teleologisch oder deterministisch, sondern hängt – um mit Wüest mit den Termini des Evolutionstheoretikers Monod zu sprechen – ab von Zufall und Notwendigkeit. Wüest gesteht zwar ein, daß die Suche nach den für einen Laut-

[2] Es ist nur schade, daß lediglich die häufiger zitierten Arbeiten in die Bibliographie Eingang gefunden haben, stellen diese Titel doch quasi den Standardkanon historischer Phonetik, Substrat-, Superstrat- und Adstratforschung dar. Der Bedeutung anderer Beiträge scheint mir durch die ausschließliche Verbannung in die Fußnoten nicht immer ganz gerecht zu werden.

[3] Scharfsinnig werden gemeinromanische Entwicklungen, die in keiner Weise zur Dialektalisierung beitragen, wie z.B. der Schwund unbetonter Auslautvokale (p. 149), die Sonorisierung (p. 234) usw. getrennt von solchen, die die Dialektalisierung vorantreiben wie z.B. die Entwicklung des Vokalismus schlechthin (p. 211). Das Ende der sprachlichen Einheit der Romania ist durch die spontane Diphthongierung erreicht (p. 174), die zwischen dem Beginn der Sonorisierung und dem der Monophthongierung des AU>*o* anzusetzen ist. Interessant ist ferner das gemeingalloromanische Phänomen des Verstummens von vorkonsonantischem *-s-* seit dem 12. Jahrhundert, das beweist, daß auch nach der dialektalen Ausgliederung noch gemeingalloromanische Entwicklungen möglich sind, sofern sie sich aus den vorhandenen – ähnlichen – Strukturen ergeben (p. 304).

[4] Wie sie etwa in den phonetischen Standardarbeiten üblich ist, z.B. E. ET J. BOURCIEZ, *Phonétique française. Etude historique*, Paris 1967 (²1971) – ein Titel übrigens, der, soweit ich sehe, bei Wüest nirgends erscheint.

oder Strukturwandel notwendigen Ursachen nicht einfach, aber auch nicht utopisch sei: sein Ziel ist es, potentielle Entwicklungsmöglichkeiten, die sich aus der gegebenen Situation ergeben müßten, herauszustellen und mit den tatsächlichen Entwicklungen, wie sie unter dem Einfluß des 'Zufalls' stattgefunden haben[5], zu konfrontieren. Dabei kommt er zu interessanten Ergebnissen bezüglich komplementärer Entwicklungsnotwendigkeiten, deren Eintreten von sprachexternen Faktoren abhängen, etwa das komplementäre Auftreten von prothetischem Vokal *e-/i-* vor *s-impurum* und epenthetischem Vokal in denjenigen wallonischen Dialekten, die eine Prothese nicht kennen (z.B. *des spènes* /v/ *une supène*) (p. 104/05) oder auch die Komplementarität zwischen Diphthongierung von ǫ́/> uo bzw. ę/> ie vor *i/u* und der *harmonisation vocalique* (Lausberg), d.i. die relative Schließung eines Vokals unter dem Einfluß eines geschlossenen Vokals der folgenden Silbe, also *i, u*. Die Konditionen sind somit die gleichen wie für die Diphthongierung! Diphthongierung und *harmonisation vocalique* sind somit zwei Modalitäten ein- und derselben Entwicklung (p. 119). Welche Entwicklung stattfindet, entscheiden offensichtlich sprachexterne Faktoren. Usw.

*

Die Arbeit gliedert sich in fünf Teile:

I. *Problèmes épistémologiques* (p. 19–58): Sprachwandel vollzieht sich ausschließlich über den *discours* im Sinne Buyssens'[6]. Dabei ist der vielbemühte geringe phonologische Ertrag einer Phonemopposition[7] als Ausgangspunkt für einen Strukturwandel nicht immer ausschlaggebend. – Zum Problem einer Dialektdefinition in Abgrenzung zur Sprache äußert sich Wüest mit aller angebotenen Vorsicht. Den Unterschied sieht er wohl zurecht auf soziolinguistischer und weniger auf sprachlicher Ebene. Dabei ist er sich der Tatsache voll bewußt, daß selbst eine verquickende Analyse von Skripta und modernen Dialektgrenzen immer noch Unsicherheitsfaktoren birgt: zum einen müssen heutige Dialektgrenzen keineswegs mit denen des Mittelalters übereinstimmen und zum anderen stellen die mittelalterlichen Skriptae keine Überlieferung gesprochener Sprache dar, sondern ihre Sprache entspricht einer supradialektalen Norm, die primär keine Rückschlüsse auf die tatsächlich in einem Gebiet übliche Sprache zuläßt[8] (p. 40–43). In engem Zusammenhang damit steht die Bestimmung des Verhältnisses von Graphem und Phonem. Obwohl sich die Schrift im Mittelalter der phonetischen Entwicklung relativ rasch anpaßt, ist es dennoch unzulässig, vom eingesetzten Graphem auf den phonologischen Status einer Lautrealisierung zu schließen[9]. – Im Zentrum stehen im folgenden die vier Möglichkeiten für den Charakter von Lautveränderungen: 1. spontaner Wandel ohne Phonemkollision (z.B. ū> ü; rein phonetischer Wandel, reversibel und wiederholbar), 2. bedingter Wandel ohne Phonemkollision (Schaffung kombinatorischer Varianten; die Phonemik betreffend, reversibel und wiederholbar), 3. spontaner Wandel mit Phonemkollision (irreversibel, aber wiederholbar), 4. bedingter Wandel mit teilweiser Phonemkollision (Neutralisierungserscheinungen; die Distribution, nicht das System betreffend, irreversibel).

[5] D.h. unter dem Einfluß sprachexterner Faktoren im Sinne F. DE SAUSSURES, *Cours de linguistique générale*. Ed. critique p.p. T. DI MAURO, Paris ²1974, p. 40–43, die für Wüest eine tragende Rolle bei der Dialektalisierung der Galloromania spielen, sowie bei der Option für die eine oder andere Entwicklungsmöglichkeit in den Einzeldialekten (cf. Kap. V).

[6] Buyssens' *discours* entspricht in etwa Coserius Norm (Ebene des Nichtfunktionellen, wohl aber Konventionellen).

[7] Cf. A. MARTINET, *Eléments de linguistique générale*, Paris 1970, p. 203.

[8] Eine Ausnahme scheint lediglich das Normannische zu sein.

[9] Wüest wird sich allerdings selbst untreu, wenn er p. 233 Graphemwechsel und Phonologisierung einer allophonischen Lautung zueinander in direkte Beziehung setzt.

Die +/– Umkehrbarkeit lautlicher Entwicklungen sind dabei wichtiges Indiz für die relative Chronologie lautsprachlicher Entwicklungsprozesse. – Gegenüber der Substrat- und Superstratthese werden tiefe Vorbehalte vorgebracht, wohingegen die Rolle des Adstrats eine Aufwertung erfährt.

II. *L'héritage latin* (p. 59–132): In diesem Teil wird neben einer Darstellung des lat. Phoneminventars sowie derjenigen von Konsonantenkombinationen (Wüest bezeichnet diese Disziplin der Kombinatorik, die nicht auf den wortinternen Bereich beschränkt ist, mit Phonotaktik), eine prinzipielle Definition sprachtheoretischer Grundlagen wie Phonem, Pause, Wort und Silbe gegeben. Doch zeigen sich hier Probleme sowohl hinsichtlich der Definitionsmodi als auch hinsichtlich der Definitionsniveaus (System, Norm, Rede) ab, auf die ich an späterer Stelle noch eingehen werde[10]. Den wesentlichen – und wohl auch den grundlegend neue Aspekte eröffnenden – Teil dieses Kapitels macht jedoch die Analyse des phonotaktischen Systems des Lat. aus, d.h. die Analyse der Bedingungen für die Bildung konsonantischer Gruppen im Wortan-, -in- und -auslaut. Analyseebene ist dabei der *discours* (≙ Norm): ist die Frequenz hier auch relativ niedrig verglichen mit der Einfachkonsonanz, so ist die Vielfalt der vom System zugelassenen Kombinationsmöglichkeiten doch relativ hoch, v.a. auch was größere als Zweiergruppen anbelangt; prinzipiell sind alle Konsonantengruppen möglich, die sich in mögliche Zweiergruppen (unter Doppelung des jeweiligen Mittelkonsonanten bei Dreiergruppen) auflösen lassen. Die Silbengrenze hängt dabei vom Charakter der jeweiligen Zweiergruppe ab (z.B. $C_1C_2/ \wedge C_2/C_3 \rightarrow C_1C_2/C_3$; $C_1/C_2 \wedge C_2C_3 \rightarrow C_1/C_2C_3$ usw.). Dabei scheint es sich hierbei um ein übereinzelsprachliches Prinzip zu handeln, was dadurch untermauert wird, daß Wüest sich – mit Erfolg – bemüht, für im Lat. nicht nachweisbare komplexe Konsonantenfolgen Beispiele aus anderen Sprachen, etwa dem Deutschen, beizubringen (z.B. für die im Lat. nicht nachweisbare Endgruppe *-bst*: *Herbst*, *gibst* usw.). Im Anschluß daran erfolgt eine kurze Darstellung der Entwicklung einzelner Auslautkonsonanten: Problematisch scheint mir hierbei das Ansetzen eines Phonems *zéro* für den Fall, daß ein Auslautkonsonant vor konsonantisch anlautendem folgenden Wort verstummt, vor vokalisch anlautendem hingegen bewahrt wird (betrifft v.a. *-m*, *-s*, *-t*). M.E. handelt es sich vielmehr um eine Neutralisationserscheinung, die kein neues Phonem schafft. Wie sollte ein solches Phonem *zéro* auch aussehen, und welchen Platz sollte es im System einer Sprache einnehmen, zumal sein Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein niemals distinktiver Natur ist? Was sich geändert hat, ist lediglich die Distribution von *-m*, *-s* und *-t* als diastratisches und diaphasisches Phänomen! – Die lat. Epoche[11] selbst bringt bereits eine Reduktion im phonotaktischen System, für die v.a. die Entwicklung von CT > *yt*, CS(X) > *ys*, PT > *t* und PS > *s* die Verantwortung tragen. Veränderungen erfassen auch die inlautenden Gruppen -MN- sowie die Distribution anlautender Gruppen, die durch Vorschaltung eines prothetischen Vokals in den Inlaut geraten, als solche aber erhalten bleiben (*i-*, *e-* vor *s-*impurum, *a-* vor *rr* in jeweils einem Teil der Romania). – Was die Modifikation des Vokalsystems während der lat. Epoche angeht, so bewegen sich Wüests Bemerkungen durchaus im traditionellen Rahmen. – Der Streit um die Erklärung der Palatalisierung des ū > ü wird nochmals ausführlich dargelegt, wobei Wüest allerdings vor monokausalen Erklärungsversuchen ausdrücklich warnt. Doch scheint mir seine prinzipielle Ablehnung der Keltenthese zu pauschal, stellt er sich doch selbst der Möglichkeit, hier einen eine Entwicklung begünstigenden sprachexternen Faktor aufzudecken, in den Weg: selbst die zeitliche Diskrepanz zwischen Keltenbesiedlung und erstem Auftreten des ū als *ü* ist kein Gegenindiz, da sprach-

[10] Cf. u. p. 272.

[11] Gemeint ist nicht die klassische Ausprägung des Lateins, welches der Soziolekt einer kleinen Elite ist, sondern die umgangssprachliche diastratische Variante, die ein recht autonomes Leben führt.

liche Phänomene, zumal wenn sie die phonetische Seite der Sprache, nicht jedoch die phonologische, betreffen, sehr lange im Untergrund tradiert werden können, ohne in der Schrift als einzigem uns für eine genauere Datierung zugänglichem Medium (wenn wir von den Ergebnissen der relativen Chronologie abstrahieren) einen Niederschlag zu finden, zumal wir sowieso nur über indirekte Beweise der Aussprache des lat. ū in der Galloromania verfügen (etwa eine Nicht-Palatalisierung des Kū u. ä.).

III. *Histoire du vocalisme gallo-roman* (p. 133–211): In diesem Kapitel erfolgt v. a. eine Durchleuchtung grundlegender Phänomene der Entwicklung des Vokalismus in der Galloromania: unbetonte Vokale, spontane Diphthongierung sowie die Weiterentwicklungen bis zur Dialektalisierungsphase im 10. Jahrhundert. Die Entwicklungsmöglichkeiten (Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit) werden anhand einzelner *parlers* minutiös nachvollzogen und präsentiert. Von Interesse scheint mir dabei das Phänomen des Stützvokals in den diversen Bereichen der Galloromania zu sein, sowie ganz generell: im Gegensatz zur bisherigen Forschung, der das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein eines Stützvokals bei den Paroxytona bislang ein unsystematisierbarer Komplex war, gelingt es Wüest, dies im Rahmen der auch für die Oxytona gültigen Regeln zu klären. Allerdings bleibt der phonologische Status des Stütz-*e* in meinen Augen problematisch[12].

IV. *Histoire du consonantisme gallo-roman* (p. 213–329): Im Zentrum stehen 1. die Palatalisierung (K^a, G^a; sekundäre Palatalisierung und Schicksal der Affrikaten), die teilweise die Entstehung neuer Phoneme in ihrem Gefolge hat (*/tš/*, */dž/*). Interessant ist der neue Aspekt, den Wüest im Hinblick auf die Interpretation des Suffixes -ATICU > *-age* – entgegen den Thesen Rheinfelders und Fouchés – in die Diskussion einbringt: Rheinfelder und Fouché setzen eine sonorisierte Zwischenstufe **adyu > age* an; doch Wüest weist nach, daß hier eine Sonorisierung angenommen wurde zu einem Zeitpunkt, zu dem sie noch gar nicht zum Inventar der Entwicklungsprinzipien im Galloromanischen gehörte. Er sieht den dominanten Einfluß vielmehr im Vorhandensein des apikalen Elements -T-. 2. die gemeinromanische Variation, d.h. die Sonorisierung bzw. Lenisierung intervokalischer Okklusive (wortinlautend und wortübergreifend). Variation ist dabei im Sinne Weinrichs verstanden als allophonische Entwicklung, die jedoch in der Westromania aufgrund der Degemination phonologisiert wird. Die Sonorisierung ist somit Endergebnis einer Variation. Fehlt eine solche Degemination, unterbleiben auch die im Zuge der Sonorisierung entstandenen lautlichen Resultate (cf. Ostromania, Toskana). Die Degemination hat somit insofern strukturelle Bedeutung, als sie in intervokalischer Stellung die Opposition zwischen stimmhaften (aus der Variation entstanden) und stimmlosen Okklusiven (aus der Degemination entstanden) aufrechterhält. Das gleiche gilt für die entsprechenden Verhältnisse im Wortanlaut[13]. – Von Interesse ist ferner die Einordnung der germanischen Konsonanten /w/ und /h/, die beide entweder als Lehnelemente mit dem entlehnten Wort unverändert übernommen wurden (v.a. in den Grenzgebieten) oder durch autochthone ähnlich klingende Phoneme bzw. Phonemverbindungen ersetzt wurden (g^w, k^w). Auffälligerweise ist germ. bilabiales /w/ aber auch in Gebieten bewahrt, die nicht zu den Grenzgebieten zum fränkischen Siedlungsraum zählen, etwa in

[12] Cf. u. p. 272.

[13] Allerdings weist H. WEINRICH, *Phonologische Studien zur romanischen Sprachgeschichte*, München ^{3}1968, passim nach, daß das Phänomen der Variation hier in den meisten Fällen wieder zurückgenommen wurde (reversibler Charakter der Variation), so daß für mich der strukturelle Charakter dieser Entwicklung problematisch bleibt, denn letzten Endes besteht ja die Phonemopposition stimmhaft/stimmlos im absoluten Anlaut weiter, und: auch die Distribution hat sich nicht wesentlich geändert, denn auch im Inlaut besteht, dank der Degemination, die gleiche Opposition weiter. Was ich geändert hat, ist lediglich die Frequenz stimmhafter und stimmloser Okklusiva!

einigen nordfr. Dialekten, im Frankoprov. und in Norditalien, wo niemals Franken, wohl aber Germanen verschiedenster Provenienz nachweisbar sind, woraus Wüest den für ihn eher enttäuschenden Schluß zieht, daß das bilablale /w/ nicht auf den Einfluß eines einzigen germanischen Volkes zurückführbar ist. Ich meine jedoch, daß das Faktum, daß man aus dem gemeingermanischen Lautinventar gerade das /w/ überall übernommen hat, in aller Deutlichkeit den tatsächlich german. Charakter dieses Phänomens unterstreicht genauso wie das Bedürfnis der unterschiedlichsten roman. Dialekte, diesen Laut mit den entlehnten Wörtern irgendwie in ihren eigenen Lautbestand zu integrieren[14]! Ein Überblick über das phonologische System des Franzischen um 1300 schließt das vierte Hauptkapitel ab.

V. *Essai de synthèse* (p. 331–98): Dieses Kapitel befaßt sich mit den soziokulturellen und öko- und geopolitischen Voraussetzungen für die Dialektalisierung innerhalb der Galloromania (Sprachgeschichte = Bevölkerungsgeschichte). Dem Substrat wird eine grundlegende Beteiligung hierbei in entschiedener Weise abgesprochen. Lediglich ein Einflußnehmen phonetischer Natur wird akzeptiert. Dies gilt für den angeblich euskarischen Einfluß auf das Gascognische genauso wie für den des Keltischen auf das Französische. Als Fazit bleibt festzuhalten, daß das phonologische System durch das Substrat nirgendwo tangiert wurde. Im 3./4. Jahrhundert kommt es zu den ersten nicht mehr gemeinromanischen Entwicklungen und seit dem 5. Jahrhundert beginnt die Epoche des Ausgliederungsprozesses, welche allerdings nicht von einem diatopisch oder diastratisch differenzierten Sprechlatein ausgeht. – Grundthese ist die sprachliche Zweiteilung Galliens: okzitanischer Raum – nordfranzösischer Raum. Die Stellung des Frankoprovenzalischen wird zwar öko- und geopolitisch analysiert, doch erfolgt keine eindeutige Stellungnahme, ob es sich hierbei um einen nordfranzösischen Dialekt, d.h. um rein konservatives Altfranzösisch handelt oder um eine dritte Sprache der Galloromania (p. 362). Auf jeden Fall – und das gilt auch für die vorausgegangenen Kapitel – werden Besonderheiten in der Lautentwicklung und in der Phonemik und Phonologie zumindest im gleichen Maße aufgeführt wie solche etwa der Grenzdialekte Walloniens, der Pikardie, Lothringens usw. Doch scheint mir diese übervorsichtige Haltung Wüests bezüglich einer Einordnung des Frankoprovenzalischen nicht ganz gerechtfertigt. V.a. aus dem Anliegen des Synthesekapitels heraus (Dialektalisierung der Galloromania als Ergebnis politischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge) hätte man sich vielleicht eine etwas ausführlichere Auseinandersetzung gewünscht. – Eine ähnliche Stellung wie dem Frankoprovenzalischen im Osten scheint Wüest auch dem Poitevinischen im Westen einzuräumen. Doch halte ich diese Parallelisierung insofern für voreilig, als Wüest selbst immer wieder den Mischsprachencharakter des Poitou hervorhebt, in dem sich unterschiedliche nordfr., okz. und gask. Entwicklungen ein Stelldichein geben. Das Bild von den zwei Wasserbecken (nordfr., okz.) und den zwei Schleusen (frpr., poit.) hinkt, denn dem Poitevinischen kommt als Mischsprache ein anderer Status zu als dem entwicklungsmäßig kohärenten Frankoprovenzalischen. – Für die Nord–Süd-Zweiteilung Galliens werden ausschließlich geographische und handelspolitische Faktoren angeführt: breite Wald- und Heidegürtel sowie die Bergkette des Massif Central, in denen ein ausgesprochenes Bevölkerungsvakuum herrschte. Dahingegen bildeten wirtschaftspolitisch gesehen Oberitalien und Nordfrankreich aufgrund der alten römischen Handelsstraßen eine wirtschaftliche und großenteils auch sprachliche Einheit – wie Wüest immer wieder zeigen konnte. – Weitere Problemfälle für eine dialektale Zuordnung bilden das Gascognische und das Katalanische, die unter dem Oberkapitel *Les dialectes occitans* abgehandelt werden (p. 363–76). Mit Recht wird herausgestellt, daß die heutige Zuordnung des Gascogn. zum Okz. geographiepolitische Motivationen im

[14] Cf. etwa heute das aus dem Englischen entlehnte [η]; cf. hierzu A. MARTINET, *Prononciation du français contemporain*, Genève ²1971.

Gefolge des Minderheiten- und Autonomieproblems hat. Im 14. Jahrhundert jedoch muß eine Zuordnung des Katalanischen zum Okzitanischen erfolgen, eine Zuordnung, die sprachlich für diese Epoche durchaus zwingend ist. Zumindest die Schriftsprache unterschied sich kaum von der okzitanischen Koine[15], so daß der Schluß, das Okzitanische sei um 1200 vom phonologischen Standpunkt her recht homogen gewesen war, nur wenn man das Gaskognische außer acht läßt, durchaus zutrifft. Allerdings darf man nicht vergessen, daß dies Aussagen aufgrund der Skripta und der literarischen Koine sind; die dialektale Differenzierung dürfte im Okz. und Katal. in gleichem Maße stark gewesen sein[16]. – In einer abschließenden Zusammenfassung betont Wüest noch einmal, daß der Dialektalisierungsgrad in starkem Maße von den Funktionen abhängt, die eine Sprache erfüllen muß: relativ schwach ist er in der Literatursprache, in der Sprache der Philosophie und der Wissenschaften, relativ stark hingegen ist er im umgangssprachlichen und familiären Bereich.

*

Ein solch monumentales Werk kann – wen würde dies auch verwundern – nicht ganz ohne kritische Anmerkungen bleiben, auch wenn man einräumen muß, daß die Kritik nie an den Kern der Darstellung vordringt, sondern lediglich Vorschläge oder Beobachtungen zu Randbereichen bietet, die jedoch nicht einer reinen Lust, an einem exzellenten Werk doch noch etwas aussetzen zu wollen, entspringt. Vor allem im Teil zu den sprachtheoretischen Voraussetzungen bieten sich in meinen Augen Angriffspunkte:

– P. 20/21: Die Ablehnung der rein synchronisch definierten Termini *arbitraire* und *conventionnel* in Bezug auf das sprachliche Zeichen, da eine solche Arbitrarität zwischen *signifié* und *signifiant* unter historischer Perspektive nicht existiere (Beispiel: *amical* ← *ami* < AMICUS; d.h. das *-c-* ist nicht arbiträr) und das Postulat stattdessen von einer Historizität des sprachlichen Zeichens zu sprechen, führt zu einer Vermischung der methodologisch getrennten Ebenen Synchronie und Diachronie und bringt insofern nicht viel, als das Phänomen der Historizität nur für einen kleinen Teil relativ motivierter Zeichen eine minimale Mehrinformation gibt, jedoch für sogenannte unmotivierte Zeichen völlig irrelevant ist.

– P. 31/32: Der Begriff 'Phonologie' wird sowohl angewandt auf Systemstrukturen als auch auf Distributions- und Kombinationsphänomene. Eine terminologische Scheidung böte sich an.

– P. 35: Statt «il est rare que le sens d'une phrase dépende d'un seul phonème ...» muß es wohl heißen 'd'un seul monème', denn satzkonstituierend sind höchstens Moneme, welche ihrerseits über Phoneme konstituiert werden. Wüest überspringt unzulässigerweise eine der sprachlichen Hierarchieebenen: Phoneme *qua* Phoneme sind niemals satzkonstituierend!

– P. 35: Die Verwendung der Bezeichnung *étymologie populaire* (offenbar in Anlehnung an Buyssens) für die Tendenz einer Sprache, durch einen freiwilligen Homonymisierungsprozeß die Anzahl der Signifikanten zu reduzieren, scheint mir problematisch, da 'Volksetymologie' sehr stark auf das synchronische Phänomen der Motivierung diachronisch gesehen unmotivierter bzw. nicht so motivierter sprachlicher Zeichen fixiert ist.

– P. 45: Es ist im Rahmen der allgemeinen Zeichenkonzeption Saussures und seiner Nachfolge unhaltbar in bezug auf Grapheme und Phoneme von *signifiés* zu sprechen, die eventuell hinter beiden stehen sollten. Wüest scheint sich hier allzu stark auf Trubetzkoys Inhalts-

[15] Cf. z.B. die okzitanischen und katalanischen Bibelübersetzungen des Mittelalters etwa bei S. BERGER, *Nouvelles recherches sur les bibles provençales et catalanes*, *R 19* (1890), 501–61 und die hier angeführten Gegenüberstellungen katalanischer und okzitanischer Textpartien.

[16] Cf. z.B. P. BEC, *La langue occitane*, Paris 1963, 34–46, 51–53 und passim; J. RONJAT, *Grammaire istorique des parlers provençaux modernes*, 4 Bde, Montpellier 1930–41; etc.

und Ausdrucksform von Phonemen zu stützen. Phoneme haben genausowenig wie das Sekundärphänomen der Grapheme eine Inhaltsseite im Sinne einer semantischen Bedeutungsstruktur. Sie sind lediglich in verschiedenen Bereichen bedeutungsdifferenzierend. – Ferner dürfte es verfehlt sein, in Bezug auf das Phonem von einer *réalité psychologique* zu sprechen (p. 14). Gemeint ist wohl *unité psychique*.

– P. 62/63: Aus dem gleichen Grund muß auch die semantische Definition des Phonems abgelehnt werden. Die Argumentation Wüests beruht auf einem Zirkelschluß, der auch schon in dem oben kritisierten Phänomen der satzkonstituierenden Funktion von Phonemen angelegt ist: «En fait, le locuteur essaie surtout de transmettre à l'auditeur des contenus sémantiques et non des structures syntaxiques, vides de tout contenu. C'est pourquoi la définition du phonème doit rester sémantique. Toute autre définition serait pour le moins incomplète.» Ein weiterer Kommentar erübrigt sich.

– P. 76, 328: Die Darstellung der phonologischen Systeme des Lateinischen und des Französischen um 1300 ist nicht konsequent, da in das Inventar der Phoneme auch Elemente Eingang finden, die reine Graphie sind, etwa das in der Tradition Jakobsons mit den Merkmalen ⌜– kons., – vok.⌝ beschriebene *h*, dem ein paar Seiten vorher der phonologische Status abgesprochen worden war. Ferner wird durch die Beschreibung von *r*, *l* und *l̨* als ⌜+ kons., + vok.⌝ eine alte Diskussion bezüglich der Adäquatheit einer solchen Notierung wieder angeregt.

– P. 77/78: Wüest lehnt Weinrichs Pausendefinition (Pause habe den Status eines konsonantischen Phonems) damit ab, daß sie weder distinktive Funktion semantischer Natur habe, noch als Konstituente bei der Monembildung einsetzbar sei. Vielmehr habe sie rein kontrastive Funktion, etwa bei der Abgrenzung syntagmatischer Einheiten gegeneinander. Dennoch sei sie keine Systemeinheit, da ihr Platz in der Äußerung relativ frei sei. Sie sei nach der Silbe die einzige nächstgrößere phonologische (?) Einheit, die Phonemsequenzen gegeneinander abgrenzen könne. Allerdings hat die neuere Intonationsforschung eindrücklich nachgewiesen, daß die Pause zwar die einzige Möglichkeit *segmentaler*, nicht jedoch suprasegmentaler Syntagmenabgrenzung ist[17]. – Was den phonologischen Status der Silbe angeht, so dürfte dieser wohl in Zweifel gezogen werden, handelt es sich bei der Silbe doch um eine artikulatorische Minimaleinheit, die über den Luftstoß aus der Lunge definierbar ist, auch wenn Wüest p. 80 explizit einer physiologischen Definition eine Absage erteilt.

– P. 151ss., 210, 306, 325, 328: Der phonologische Status des *ə-neutre* erscheint mir für das Altfranzösische genauso unhaltbar wie für das Neufranzösische. Die Minimalpaare, die Wüest für das Altfranzösische angibt (*chante/chanté*, *besant/baisant*) stützen seine 'Phonem'-these keineswegs. Im Gegenteil: tatsächlich haben wir es hier gar nicht mit Minimalpaaren zu tun (unterschieden nur durch ein Phonem), sondern es liegt ferner ein Akzentunterschied vor. Die Oppositionsglieder unterscheiden sich somit in zwei Merkmalen, die interdependent sind: d.h. das Oppositionspaar *ə/e* läßt sich nur dann bilden, wenn gleichzeitig eine Akzentänderung stattfindet. *e* und *ə* sind im Altfranzösischen somit komplementär distribuiert, so daß man unbedingt von kombinatorischen Varianten sprechen muß, womit das *ə-neutre* für alle Zeiten aus dem Phoneminventar auszuscheiden ist, nicht jedoch aus dem Inventar der Varianten (Norm!).

– P. 241ss., 278, 327: Das Aufgreifen der Theorie von Zipf, die Sprache sei bestrebt, Überfrequenzen einzelner Phoneme zu beseitigen (d.h. Phoneme, die im *discours* [quantitative Norm] verglichen mit phemisch verwandten Phonemen relativ häufiger auftreten) und ten-

[17] Cf. zusammenfassend zum Phänomen der *frontières prosodiques terminales* und *non-terminales* P. Wunderli – K. Benthin – A. Karasch, *Französische Intonationsforschung. Kritische Bilanz und Versuch einer Synthese*, Tübingen 1978, bes. p. 78s., 262ss.

diere dazu im Sinne eines Frequenzausgleichs Phoneme zu transphonologisieren, cf. etwa die Sonorisierung intervokalischer Verschlußlaute, scheint anfechtbar. Denn wie würde die Sprache nun gegen eine erneute Überfrequenz der sonorisierten Phoneme reagieren, es sei denn sie eliminiert sie im weiteren ganz...

*

Diese 'Mängelliste' kann den großen Wert der Wüest'schen Arbeit jedoch in keiner Weise schmälern, bleibt doch zu betonen, daß sie niemals an den rein phonologischen und phonemischen Analyseergebnissen ansetzt. Man wünschte sich in Zukunft nur noch ähnliche, derart wohlfundierte und wohldurchdachte Beiträge zur historischen Phonologie und den annexen Phänomenen von Distribution und Kombinatorik auch für andere Bereiche der Romania. Alles in allem – man kann dies nicht oft genug wiederholen – eine rundum gelungene Studie.

Edeltraud Werner

★

MAXIM W. SERGIJEWSKIJ, *Geschichte der französischen Sprache*, München (Beck) 1979, XVIII + 394 p.

Nach langen Jahren der Stagnation scheint im Bereich der französischen Sprachgeschichte seit Ende der 60er Jahre so etwas wie eine Hochkonjunktur ausgebrochen zu sein. An Gesamtdarstellungen sind in den letzten 12 Jahren diejenigen von J. Herman, J. Fox – R. Wood, J. Chaurand, J.-P. Caput, P. Rickard, H. Berschin – J. Felixberger – H. Goebl und H.-J. Wolf erschienen[1], eine wirklich stattliche Zahl. Dazu kommen noch die Untersuchungen von Teilepochen von W. Kesselring, Cl. Désirat – T. Hordé und Christiane Marchello-Nizia[2]. Und nun konfrontiert uns der Beck-Verlag auch noch mit einer deutschen Übersetzung der Darstellung von Maxim W. Sergijewskij, dem russischen Standardwerk zu diesem Problemkreis. Die Kapitel I–II des Werkes wurden von Heinrich Kohring, die Kapitel III–VII von Uwe Petersen im allgemeinen flüssig, wenn auch nicht immer fehlerfrei übertragen[3].

Maxim Sergijewskij (1892–1946) war von 1925 bis 1946 Ordinarius für romanische Philologie an der Maxim-Gorki-Universität in Moskau. Er befaßte sich v.a. mit der Geschichte der romanischen Literatursprachen, daneben aber auch mit der Frage der Kontakte zwischen den slawischen Sprachen und dem Rumänischen. Die Publikation seiner auf Universitäts-

[1] Cf. J. HERMAN, *Précis d'histoire de la langue française*, Budapest 1967; J. FOX – R. WOOD, *A Concise History of the French Language*, Oxford 1968; J. CHAURAND, *Histoire de la langue française*, Paris 1969; P. RICKARD, *A History of the French Language*, London 1974 (jetzt auch dt.); J.-P. CAPUT, *La langue française*. Histoire d'une institution, 2 vol., Paris 1972–75; H. BERSCHIN – J. FELIXBERGER – H. GOEBL, *Französische Sprachgeschichte*, München 1978; H.-J. WOLF, *Französische Sprachgeschichte*, Heidelberg 1979.

[2] Cf. W. KESSELRING, *Die französische Sprache im 20. Jh.*, Tübingen 1970; W. KESSELRING, *Die französische Sprache im Mittelalter*, Tübingen 1973; CL. DÉSIRAT – T. HORDÉ, *La langue française au 20e siècle*, Paris 1976; CHRISTIANE MARCHELLO-NIZIA, *Histoire de la langue française aux XIVe et XVe siècles*, Paris 1979. – Cf. ferner A. LEROND (éd.), *Histoire de la langue, Langue Française 10* (1971).

[3] Cf. hierzu die Besprechung von K. HUNNIUS, *RF 91* (1979), 456–58.

vorlesungen aufbauenden Sprachgeschichte im Jahre 1938 stellt zweifellos eine Art Krönung seines Lebenswerkes dar. Die zweite, 1947 erschienene Auflage, die auch der deutschen Übersetzung zugrunde liegt, wurde noch von ihm selbst betreut[4]. Angesichts dieser Daten stellt sich allerdings eine ganz entscheidende Frage: Ist es überhaupt sinnvoll, im Jahre 1979 ein 30 bzw. 40 Jahre altes Werk noch ins Deutsche zu übersetzen, wo doch für den deutschsprachigen Romanistikstudenten wirklich kein Mangel an ähnlichen Handbüchern besteht? – Neben den erwähnten neueren Darstellungen sind ja auch die älteren Überblicke von Vossler, Wartburg, Cohen usw. immer noch durchaus lesenswert[5]! Diese Fragen werden wir am Schluß unserer Besprechung beantworten.

Der Inhalt des Werkes ist in sieben Kapitel gegliedert. Das Einleitungskapitel befaßt sich mit dem «Französischen und seiner Herkunft». Kapitel 2 ist dem Mittelalter gewidmet und in zwei Unterkapitel unterteilt: das erste befaßt sich mit dem Altfranzösischen (11.–13. Jh.), das zweite mit dem Mittelfranzösischen (14.–15. Jh.). Die folgenden 5 Kapitel bringen dann jeweils eines der anschließenden Jahrhunderte zur Darstellung. Letzten Endes liegt somit eine Periodisierung nach Jahrhunderten vor – eine vollkommen willkürliche Periodisierung also, und diese ist von Sergijewskij nach seinen eigenen Worten ganz bewußt gewählt worden: Periodisierungen sind letztlich durchaus vergleichbar mit onomasiologischen Rastern. – Im Zentrum von Sergijewskis Darstellung steht – ähnlich wie bei Hermann und Fox-Wood – die «innere» Geschichte des Französischen, d.h. die historische Grammatik unter allen ihren Aspekten. Während jedoch bei Hermann und Fox – Wood diese Komponente in einem Ausmaß dominiert, daß man die Berechtigung der Bezeichnung «Sprachgeschichte» für diese Werke füglich anzweifeln kann[6], versucht Sergijewskij eine solche Einseitigkeit zu vermeiden und durch den ständigen Rückbezug der Sprachentwicklung auf gesellschaftliche und politische Veränderungen den gewählten Titel auch inhaltlich zu rechtfertigen. Nach dem deutschen Vorwort (p. V) wäre dieser Aspekt (neben der ausgedehnten Berücksichtigung der Entwicklung der Volkssprache, besonders ab dem 17. Jh.) die eigentliche Neuerung des Werkes. Dem wäre allerdings entgegenzuhalten, daß ähnliches auch schon Vossler und Wartburg tun, und bei Marcel Cohen schließlich wird der gleiche Weg sogar ebenfalls unter marxistischer Perspektive beschritten. Man darf allerdings Sergijewskij zugute halten, daß ihm diese Synthese bedeutend besser gelingt als seinen Vorgängern und daß er kaum je in die kurzgeschlossenen Rückkoppelungen à la Vossler (die sich zum Teil auch bei Wartburg noch finden) verfällt: die Rückbindung sprachlicher Vorgänge an die gesellschaftliche und politische Entwicklung erfolgt mit der nötigen Distanz und relativ locker; Sergijewskij erklärt nicht einzelne sprachliche Phänomene als solche, sondern vielmehr die veränderte Haltung der verschiedenen Benutzergruppen gegenüber ihrer Sprache sowie die Verschiebungen hinsichtlich der für die Sprachentwicklung ausschlaggebenden Gruppen. Unter diesem Aspekte fügt sich auch das zunehmende Interesse für die Volkssprachen seit dem 17. Jh. organisch in Sergijewskijs Ansatz ein. Trotzdem erscheint das ganze Unterfangen bis zu einem gewissen Grade nur marxistische Alibifunktion zu haben: für seine historische Information stützt sich der Verfasser (neben einigen russischen Detailstudien) u.a. auf die Gesamtdarstellungen von

[4] Inzwischen ist auch eine 3. Auflage erschienen (Moskau 1971).

[5] Cf. K. Vossler, *Frankreichs Kultur und Sprache*, Heidelberg 1929; W. von Wartburg, *Evolution et structure de la langue française*, Leipzig 1934 (Bern ^{2}1946, ^{10}1971); M. Cohen, *Histoire d'une langue: le français*, Paris ^{1}1947 (^{4}1973).

[6] Die vergleichbaren neueren Darstellungen von Kukenheim, Togeby und Price nennen sich denn auch zu Recht nicht «Sprachgeschichte». Cf. L. Kukenheim, *Grammaire historique de la langue française*, 2 vol., Leiden 1967–68; K. Togeby, *Précis historique de grammaire française*, Kopenhagen 1974; G. Price, *The French Language*. Present and Past, London 1971.

Lavisse-Rambaud und Lavisse[7], die z.T. schon recht betagt sind: zu den typisch marxistischen Verzerrungen kommt so noch ein deutliches Hintennachhinken gegenüber den neueren Entwicklungen in der Geschichtswissenschaft[8]. Und überdies vermißt man auch jede Reflexion über die Theorie der Geschichtswissenschaft[9]. Oder sollte etwa Sergijewskij der Meinung sein, Marx habe hierzu schon alles Wesentliche gesagt?

Die gewissermaßen doppelte Orientierung der Arbeit führt nun allerdings zu einem nicht zu übersehenden Ungleichgewicht in der Darstellung: bis zum 16. Jahrhundert dominiert die historische Grammatik ganz eindeutig, während nach dem Ende des Mittelalters sich die zweite Komponente in zunehmendem Maße in den Vordergrund schiebt. Wir haben so einen Mangel an Darstellungshomogenität, der durchaus derjenigen in Brunots großer *Histoire de la langue française*[10] vergleichbar ist, ja manchmal gewinnt man den Eindruck, mit einer leicht modifizierten Kurzfassung von Brunots Monumentalwerk konfrontiert zu sein. Ein entscheidender Unterschied darf jedoch nicht übersehen werden: bei Brunot haben wir einen ausdrücklich als solchen deklarierten Wechsel in der methodischen Grundkonzeption[11], während ein entsprechender Wandel bei Sergijewskij fehlt. Oder sollte etwa der Gegenstand selbst gar keine wirklich homogene Darstellung erlauben? Obwohl ich mich vor einem voreiligen Schluß in diesem Sinne hüten möchte, scheint mir doch festzustehen, daß die unterschiedliche zeitliche Distanz zur Gegenwart des Darstellenden, die stark abweichende Menge von zu verarbeitendem Material (sprunghaftes Anschwellen seit Erfindung des Buchdrucks), die Veränderungen in der Art der sprachlichen Institutionalisierung, die seit der Renaissance stark zunehmende metasprachliche Reflexion usw. eine gewisse Heterogenität des Gegenstandes bedingen, die nicht ohne weiteres verdeckt werden kann und auch nicht verdeckt werden soll. Offensichtlich erfordert eine adäquate Sprachgeschichtsschreibung eine ständige Methodenreflexion, eine gewissermaßen fortgeschriebene Dialektik zwischen Gegenstand und Darstellungsprinzipien – und gerade dies fehlt bis heute in fast allen Sprachgeschichten[12].

Trotz all dieser Vorbehalte kann gesagt werden, daß Sergijewskij's Darstellung zum Zeitpunkt ihres Erscheinens und für den Kenntnis- und Methodenreflexionsstand von 1940 eine gute, ja sogar sehr gute Synthese war. Es gäbe viele positive Punkte hervorzuheben, die seine Sprachgeschichte gegenüber Konkurrenzwerken auszeichnen: die Betonung der Tatsache, daß der Abbau der lat. Deklination nicht auf Lautkollisionen, sondern auf Veränderungen im Bereich der Denk- und Sprachstrukturen beruht, die die Lautkollisionen überhaupt erst möglich machen (p. 5–7); die generelle Ablehnung der Annahme von syntaktischen Nivellierungen aufgrund phonetischer Entwicklungen (p. 106); die detaillierten Phoneminventare für jede untersuchte Epoche (z.B. p. 39); die sorgfältige Trennung von Lautung und Graphie; usw. Gleichwohl: die Forschung hat seit 1940 große Fortschritte gemacht und vieles erweist

[7] Cf. E. Lavisse – A. Rambaud (éds.), *Histoire générale*, 12 vols., Paris 1893–1904; E. Lavisse, *Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution*, 9 vols., Paris 1900–1911; E. Lavisse, *Histoire de France contemporaine* (1789–1919), 7 vols., Paris 1920–21.

[8] So fehlt z.B. jeder direkte Einfluß der *Ecole des Annales*, obwohl gerade ihre Abwendung von der *histoire événementielle* und die Betonung der Untersuchung der gesellschaftlichen Trägergruppen historischer Phänomene sich in geradezu idealer Weise mit Sergijewskijs eigenen Interessen hätte verbinden lassen.

[9] Cf. hierzu z.B. K.G. Faber – C. Meier, *Historische Prozesse*, München 1978; E. Troeltsch, *Der Historismus und seine Probleme*, in: *Gesammelte Schriften*, vol. 3, Aalen 1962; H.-U. Wehler, *Geschichte und Soziologie*, Köln 1972.

[10] Cf. F. Brunot, *Histoire de la langue française des origines à nos jours*, 13 vols., Paris ²1966–72.

[11] Cf. u.a. die Vorworte zu vol. I einerseits und IV/1 ss. andererseits der *Histoire*.

[12] Eine löbliche Ausnahme macht hier St. Sonderegger, *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte*, vol. I, Berlin – New York 1979.

sich aus heutiger Sicht als hoffnungslos überholt. Dies ist natürlich auch den Übersetzern bzw. Herausgebern nicht entgangen, die deshalb auch keine «schlichte Übersetzung», sondern ein «in vielerlei Hinsicht überarbeitetes, modernisiertes und erweitertes Handbuch» geben wollen (p.V). Sie korrigieren deshalb ungenaue bzw. fehlerhafte Zitate und Beispiele, fügen neu ein Personen- und Wortregister bei, versprechen eine Ergänzung der Literaturangaben in den Anmerkungen sowie eine modernisierte und erweiterte Bibliographie. Am Text werden kaum Veränderungen vorgenommen; einzig die Überschätzung der Französischen Revolution für die modernfranzösische Entwicklung (§ 250ss.) soll zurückgenommen und der Abschnitt über die Presse- und Mediensprache (§ 308) modernisiert worden sein – meiner Ansicht nach allerdings recht wenig erfolgreiche Eingriffe: der direkte Einfluß der Revolution auf die Sprachentwicklung wird meiner Auffassung nach immer noch ungebührlich hoch veranschlagt, und der Abschnitt über die Pressesprache muß nach wie vor als äußerst summarisch bezeichnet werden.

Darüber hinaus gibt es eine Menge weiterer Schwachstellen, die zumindest eines Hinweises in einer Anmerkung, wenn nicht einer Modifikation des Haupttextes bedurft hätten. Es sei hier nur exemplarisch auf einige von ihnen hingewiesen:

– p. 39 u. passim werden Diphthonge und Triphthonge als selbständige Phoneme und nicht als Phonemkombinationen behandelt; sie werden dementsprechend den Affrikaten gleichgestellt. Für die moderne Behandlung des Problems cf. H. Pilch, *Phonemtheorie I*, Basel usw. ^{3}1974, p. 98–100; A. Martinet, *Synchronische Sprachwissenschaft*, München-Berlin 1968, p. 104/05.

– p. 39, 42, 93 werden – im Anschluß an Suchier – alle afr. Vokale vor Nasal als schon im 11. Jh. nasaliert betrachtet. Dies ist zumindest umstritten; meiner Auffassung nach sind die Hochzungenvokale erst in mittelfranzösischer Zeit langsam in die Nasalierung einbezogen worden. Vor allem geht es aber nicht an, die Nasalvokale schon im Alt- und Mittelfranzösischen als autonome Phoneme zu betrachten: bis zum Zeitpunkt des Verstummens von vorkonsonantischem *n*/*m* sind sie reine Positionsvarianten.

– Die Darstellung der Kasusfunktionen (p. 55ss.) ist außerordentlich unbefriedigend. Nicht nur ist ständig von Nominativ und Akkusativ die Rede, obwohl die Unangemessenheit dieser Termini schon seit langem feststeht, es ist weiter auch noch von einem Vokativ, einem Dativ, einem Genitiv die Rede, obwohl es im nominalen Bereich nicht die geringsten Spuren formaler Markierung derartiger Kategorien gibt. Es offenbart sich hier ein ganz entscheidendes Defizit an (einzelsprachlich) struktureller Betrachtungsweise: die einzige, überdies in gewissen Teilbereichen noch neutralisierte Opposition ist diejenige zwischen Rektus und Obliquus. Das Ganze wird geradezu grotesk, wenn dann bei den Personalpronomina eine Dreiteilung *Nominativ* / *Dativ* / *Obliquus* vorgenommen wird (p. 58).

– Bei der Behandlung von *leur* (Poss.) fehlt ein Verweis auf die Konkurrenzform *son*/*sa* usw. (p. 59). Cf. hierzu P. Wunderli, *Strukturen des Possessivums im Altfranzösischen*, *VRom. 36* (1977), 38–66.

– Die Darstellung des Artikelgebrauchs (p. 62/63) ist vollkommen traditionell und aufgrund der neueren Forschungsergebnisse nicht mehr haltbar.

– Bei der Behandlung der etymologischen Imperfektformen von *estre* werden nur die diphthongierten (*iere* usw.), nicht aber die nichtdiphthongierten Formen (*ere* usw.) erwähnt (p. 68).

– Bei der Behandlung des afr. Tempusgebrauchs (p. 80s.) findet sich das alte, auf Vossler zurückgehende Märchen wieder, die afr. Tempora seien hinsichtlich ihrer Funktion noch nicht ausreichend differenziert gewesen. Neuere Arbeiten wie F. Stefenelli-Fürst, *Die Tempora der Vergangenheit in der Chanson de geste*, Wien 1966; M. Wigger, *Tempora in Chrétiens*

«*Yvain*», Frankfurt usw. 1978; usw., die dies eindrücklich widerlegen, werden nicht herangezogen.

– Die Darstellung des Modusgebrauches im Afr. ist außerordentlich dürftig (p. 81/82). Sie hätte unbedingt einer Überarbeitung aufgrund von R.-L. Wagner, *Les phrases hypothétiques commençant par «si» dans la langue française, des origines à la fin du 16e siècle*, Paris 1939 und G. Moignet, *Essai sur le mode subjonctif en latin post-classique et en ancien français*, 2 vol., Paris-Alger 1959, bedurft. – Entsprechendes gilt für den modernfranzösischen Konjunktivgebrauch (p. 274/75), wo die als Nrn. 387, 389 und 391 der Bibliographie erwähnten Arbeiten von Cohen, Rothe und Nordhal schon erhebliche Korrekturen erlaubt hätten. Es müßten des weiteren auch noch die Studien von Boysen, Carlsson, Hunnius, Lau, Schifko, Silenstam usw. herangezogen werden[13].

– p. 96 findet sich die erstaunliche Behauptung, *biau* (anstelle von *beau*) sei eine rein graphische Erscheinung; dem widersprechen allerdings die Ausführungen p. 191, wo *biau* ein lautlicher Sonderstatus zuerkannt wird.

– Die Darstellung von Strukturen und Funktionen der Possessiva und Demonstrativa im Mittelfranzösischen (p. 111) zeugt von einer totalen Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse. Ein Rückgriff auf A. Dees, *Etude sur l'évolution des démonstratifs en ancien et en moyen français*, Groningen 1971, und P. Wunderli, *Les structures du possessif en moyen français*, in: R. Martin (éd.), *Etudes de syntaxe du moyen français*, Metz 1978, p. 111–52, hätte hier leicht Abhilfe schaffen können.

– Entsprechendes gilt für die Darstellung der Relativa im Mittelfranzösischen (p. 113). Cf. hierzu U. Jokinen, *Les relatifs en moyen français*, Helsinki 1978.

– Katastrophal ist die Darstellung des Tempusgebrauchs im Mittelfranzösischen (p. 117/18). Auch hier stehen inzwischen einschlägige Werke zur Verfügung, die eine Ausmerzung der bestehenden Mängel leicht gemacht hätten: M. Wilmet, *Le système de l'indicatif en moyen français*, Genève 1970; R. Martin, *Temps et aspect. Essai sur l'emploi des temps narratifs en moyen français*, Paris 1971. Auch für die Verbalperiphrasen gibt es inzwischen eine Detailuntersuchung zum Mittelfranzösischen, die allerdings den Herausgebern noch nicht zugänglich war: E. Werner, *Die Verbalperiphrase im Mittelfranzösischen*, Frankfurt a.M. usw. 1980. Auch in diesem Punkt bedarf der Text von Sergijewskij (p. 118) dringend einer Verbesserung bzw. einer Differenzierung.

Diese Liste könnte praktisch beliebig verlängert werden: der Entschluß der Herausgeber-Übersetzer, den Text als solchen im Prinzip nicht anzutasten, erweist sich so als recht verhängnisvoll, ja im nichtsprachlichen Bereich führt er z.T. sogar zu ausgesprochenen Fehlinformationen, da die politische bzw. kulturelle Entwicklung ja seit 1938 auch nicht einfach stehen geblieben ist. So ist z.B. p. 1 in bezug auf die Schweiz nur von 3 Landessprachen die Rede: daß dieser Status seit über 40 Jahren auch dem Rätoromanischen zukommt, wurde übersehen. Ebenso hat in die Liste der ganz oder teilweise französischsprachigen Kantone (p. 1) der neue Kanton Jura keinen Eingang gefunden (ebensowenig wie der Kanton Bern!), ja p. 264 wird auch noch der Kanton Freiburg vergessen. All dies zeugt nicht gerade von einer gründlichen Bearbeitung, und Entsprechendes gilt auch für die bibliographischen Ergänzungen der Herausgeber. Es fällt schon schwer zu verstehen, warum sie ihre Literaturangaben auf Handbücher und Monographien beschränken – schließlich ist es kein Geheimnis, daß viele entscheidende Forschungsergebnisse nur in Aufsatzform erscheinen und daß es oft Jahrzehnte geht, bis sie Eingang in Handbücher finden! Noch schlimmer wird das Ganze, wenn man feststellt, daß die Herausgeber auch bei der Auswahl der Monographien voll-

[13] Für detaillierte bibliographische Angaben cf. P. Wunderli, *Modus und Tempus*, Tübingen 1976, p. 328–46.

kommen willkürlich vorgehen und oft ganz essentielle Lücken bestehen bleiben. Hierfür nur einige Beispiele:

– Bei der Behandlung der mittelalterlichen Graphien (ebenso wie in der Bibliographie) fehlt jeder Verweis auf die Skriptastudien. Hier wären zumindest zu nennen gewesen: L. Remacle, *Le problème de l'ancien wallon*, Liège 1948; C. Th. Gossen, *Französische Skriptastudien*, Wien 1967; H. Goebl, *Die normannische Urkundensprache*, Wien 1970.

– Was die dialektale Ausgliederung Frankreichs angeht, so wird nur die alte Arbeit von H. Morf zitiert (p. 25 N 39 [p. 298]). Es fehlt W. v. Wartburg, *Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume*, Bern 1950 (cf. auch die frz. Übersetzung *La fragmentation linguistique de la Romania*, Paris 1967) ebenso wie die Arbeiten von J. Wüest: *Sprachgrenzen im Poitou*, *VRom. 28* (1969), 15–58; *La dialectalisation de la Gallo-Romania. Problèmes phonologiques*, Berne 1979.

– Die spontane Diphthongierung der offenen und geschlossenen Vokale in freier Silbe wird p. 26 als vollkommen parallel dargestellt. Daß dem nicht so ist, hat G. Hilty eindrücklich gezeigt: *Zur Diphthongierung im Galloromanischen und im Iberoromanischen*, in: *Philologische Studien für Joseph M. Piel*, Heidelberg 1969, p. 95–107. Cf. hierzu jetzt auch Wüest, *Dialectalisation*, p. 154 ss.

– Was die Entwicklung der französischen Wortstellung (p. 89) angeht, so fehlen so gut wie alle einschlägigen Arbeiten, z.B. R. Thurneysen, *Zur Stellung des Verbums im Altfranzösischen*, *ZRPh. 16* (1892), 289–305; T. Franzén, *Etude sur la syntaxe des pronoms personnels sujets en ancien français*, Uppsala 1939; G. Price, *Contribution à l'étude de la syntaxe des pronoms personnels sujets en ancien français*, *R 87* (1966), 476–504; G. Price, *Sur le pronom personel sujet postposé en ancien français*, *Revue Romane 8* (1973), 226–236; usw. Entsprechendes gilt auch für die Wortstellung im Mittelfranzösischen (p. 106); cf. hierzu A. Dees, *Variations temporelles et spatiales de l'ordre des mots en ancien et en moyen français*, in: M. Wilmet (éd.), *Sémantique lexicale et sémantique grammaticale en moyen français*, Bruxelles 1979, p. 293–303; R. Martin, *L'ordre des mots dans Jehan de Saintré*, ibid., p. 305–36.

– p. 91 werden *jaloux*, *amour* usw. nach wie vor als Entlehnungen aus dem Aprov. dargestellt. Cf. hierzu G. Hilty, *Ist französisch «jaloux» ein Lehnwort aus dem Altprovenzalischen*, in: *Weltoffene Romanistik* (Festschrift A. Kuhn), Innsbruck 1963, p. 237–54.

– Wenn schon relativ ausführlich von der Preziosität gehandelt wird (p. 168–70), dürfte R. Lathuillère, *La préciosité*, vol. I, Genève 1966, nicht fehlen.

– Bei der Unterscheidung von geschriebener / gesprochener Sprache (p. 254, 317) ist ein Fehlen von L. Söll, *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*, Berlin 1974, nicht zu verzeihen.

– Wenn schon relativ ausführlich auf das Regionalfranzösische eingegangen wird (p. 262), dann dürften die Akten des Kolloquiums von Dijon (1976) zu diesem Thema nicht fehlen, cf. *TLL 15/1* (1977), 7–242; cf. ferner A. Lerond (éd.), *Les parlers régionaux*, *Langue Française 18* (1973).

– Die Frage, ob das Französische eine analytische bzw. abstrakte Sprache sei (p. 267), kann wohl nicht erörtert werden ohne Hinzuziehung von J. Albrecht, *Le français, langue abstraite?*, Tübingen 1970.

– p. 268 findet sich ohne Kommentar der Herausgeber das Märchen von der volkstümlichen Frageform *tu viens-ti?*, obwohl die als Nr. 393 zitierte Arbeit von Behnstedt diesen Mythos gründlich widerlegt hat.

Auch hier könnte die Liste der Lücken beliebig verlängert werden. So erweist es sich denn, daß der vorliegende Text nicht nur in vielerlei Hinsicht den heutigen Ansprüchen nicht mehr zu genügen vermag, sondern auch, daß die bibliographische «Modernisierung» als äußerst problematisch zu bezeichnen ist – das von den Herausgebern im Vorwort formulierte Ziel

wurde leider nicht erreicht. Wenn auch das Werk von Sergijewskij bei seinem erstmaligen Erscheinen als gutes Handbuch bezeichnet werden durfte, so scheint mir doch im Jahre 1980 kein Bedarf für diese deutsche Übersetzung zu bestehen.

Peter Wunderli

★

WOLFGANG BÖRNER, *Die französische Orthographie*, Tübingen (Niemeyer) 1977, VIII+95 p. *(Romanistische Arbeitshefte 18)*.

NINA CATACH, *L'Orthographe*, Paris (Presses Universitaires de France) 1978, 127 p. *(Que sais-je? 685)*.

Der Zufall wollte, daß kurz nacheinander zwei Publikationen zum alten, ewig neuen Thema der Orthographie des Französischen erschienen, zwei Publikationen, die sich freilich an sehr verschiedene Leserkreise wenden. Das Arbeitsheft von Wolfgang Börner spricht in allererster Linie junge Romanisten deutscher Zunge an. Nina Catach wendet sich an ein weit heterogeneres Publikum, im Grunde genommen an jeden Frankophonen, dem das Schicksal der französischen Schreibtradition – und damit verbunden wohl auch der Sprache im allgemeinen – am Herzen liegt. Das Bändchen der überaus nützlichen Sammlung «Que sais-je?» mit der Ordnungsnummer 685 hatte, bis vor kurzem, unter demselben Titel *L'Orthographe*, Pierre Burney zum Verfasser. Im zweiten Quartal des Jahres 1978 wurde sein Inhalt ohne jeden Kommentar, unter derselben Nummer und mit unverändertem Titel durch die Studie von Nina Catach ersetzt. Diese zitiert Burneys Arbeit in ihrer «Bibliographie sommaire» (p. 125); im Laufe des Textes nimmt sie, wenn ich recht sehe, nur einmal darauf Bezug. Der Ersatz wird also nirgends irgendwie gerechtfertigt. Ein solches Vorgehen kann man füglich als stille Bestattung bezeichnen! Seinerseits bemerkt Börner (p. 14), das Bändchen von P. Burney sei leicht zugänglich und übersichtlich, aber etwas veraltet; er zitiert dabei die Jahreszahl 1967, was irreführend ist. Burneys *L'Orthographe* wurde von 1955, Datum der Erstauflage, bis 1974 – außer in der Bibliographie, die um einige Titel bereichert wurde – unverändert immer wieder neu aufgelegt. Nun, das interessierte Publikum wird das etwas ungewöhnliche Prozedere, das sich die PUF haben einfallen lassen, hinnehmen müssen. Ich habe hier auch nicht die Arbeiten von Pierre Burney und Nina Catach miteinander zu konfrontieren, sondern nur die letztere zu besprechen. Gegen die Chronologie möchte ich sie vor derjenigen Börners drannehmen.

Nina Catach hat sich als Fortsetzerin des Werkes von Charles Beaulieux mit ihrer hervorragenden Untersuchung *L'Orthographe française à l'époque de la Renaissance* (Genève 1968; behandelt die Zeit bis ca. 1640) einen internationalen Namen gemacht; ein zweiter Band mit dem Titel *Modifications orthographiques des dictionnaires de l'Académie française, 1694–1935*, ist in Vorbereitung. Eine qualifiziertere Forscherin konnten die PUF für eine neue Darstellung des Problems kaum finden[1].

[1] Cf. ihre übrigen Arbeiten: *Un point d'histoire de la langue: la bataille de l'orthographe aux alentours de 1900, FM 31* (1963), 111–120, *33* (1965), 295–300, *34* (1966), 136–144, *35* (1967), 298–306, *39* (1971), 229–235. – *Alphabet et tables de transcription du français, Etudes de linguistique appliquée 8* (1972), 37–59 (N. C. ist auch Herausgeberin dieses Heftes). – *Que faut-il entendre par système du français?, Langue française 20* (1973), 30–44 (N.C. zeichnet als Herausgeberin dieses Heftes, das dem Thema «L'Orthographe» gewidmet ist). – *La structure de l'orthographe française, La Recherche 39* (1973), 949–956. – *Ecrit et graphie dans l'enseignement du français, Le Français dans le monde 109* (1974), 32–39.

Das 1. Kapitel (p. 7–23) ist der Geschichte der Orthographie in alt- und mittelfranzösischer Zeit gewidmet[2]. «Le premier caractère de l'orthographe du XIV[e] au XVI[e] siècle est qu'elle s'éloigne du phonétisme pour prendre un aspect plus 'idéographique'» (p. 20). – Das 2. Kapitel «Les deux Renaissances» (p.24–31) profitiert von den Ergebnissen, welche die Verfasserin in ihrem bisherigen Hauptwerk (1. Band) gewonnen hat. Der Leser erfährt, daß die für das 16. Jh. untersuchten 255 Autoren (vor allem Dichter) zu 41 % das «Orthographiemodell» Ronsards oder eine reformierte Orthographie befolgen, 43–44 % (worunter Aymot, Paré u.a.) eine mittlere, modernisierte Orthographie, wogegen nur 14–15 % der alten Orthographie anhangen, deren Hauptverfechter Robert Estienne war. Mit der zweiten Renaissance meint Nina Catach die Klassik, in der eine relativ vernünftige, mittlere, aufs Ganze gesehen «moderne» Lösung des Rechtschreibeproblemes angestrebt wurde. – Im 3. Kapitel «Vers l'orthographe d'Etat» (p. 32–46) gibt die Verfasserin Resultate des zweiten, noch nicht erschienenen Bandes ihres Hauptwerks preis: die systematische Untersuchung der im *Dictionnaire de l'Académie* verwendeten Orthographie, von der ersten Auflage von 1694 bis zur jüngsten von 1932/35. Ausgangspunkt ist die Tatsache: «c'est l'orthographe officielle des greffes royaux qui est choisie par la nouvelle Académie française» (p. 32); «La royauté ouverte cependant sur bien des points aux exigences de son temps a choisi ici les «gens de lettres» contre les écrivains» (p. 33), eine Formulierung, die im heutigen Sprachgebrauch als pikantes Wortspiel wirkt. Also ein Rückschritt, wenn auch die Akademie nicht zu Estienne oder Nicot zurückkehrt, sondern immerhin einige Neuerungen ein- und durchführt[3]. Immerhin ist die graphische Veränderung seit Nicot (1606) bis zur 1. Auflage des *DAc* (1694) fast ebenso groß wie zwischen letzterer und der 3. Auflage (1740), nämlich über 25 %. Doch zur Zeit der alphabetisch geordneten, aber sonst unveränderten 2. Auflage (1718) war der Graben zwischen Akademie und öffentlicher Meinung unüberbrückbar geworden. Mit dem Eintritt der «philosophes» in die Akademie indessen müssen die Traditionalisten weichen, und der Abbé Olivet führt tiefgreifende «französische» Reformen durch, die praktisch zur modernen, heute noch gültigen Orthographie führen, obzwar in der 6. Auflage (1835) ein Rückschritt zugunsten eines übertriebenen Etymologismus stattfindet. Unter dem Eindruck der von Firmin Didot (1867) und anderen – worunter Littré, Sainte-Beuve, Clédat, Thurot, Darmesteter, Paul Meyer u.a.m. – geführten Kampagne setzte die Akademie für die 7. Auflage (1878) eine Kommission ein, welche relativ tolerante Richtlinien festlegte. Die 8. und bisher letzte Auflage (1932–35) endlich bedeutete in manchem eine Annäherung an die sechste. Das Kapitel schließt mit interessanten statistischen Daten über die graphischen Veränderungen (p. 44–45), basierend auf den 17532 Wörtern der 1. Auflage.

Das 4. Kapitel (p. 47–71) trägt den Titel «L'orthographe actuelle»; es beginnt mit der Feststellung, daß der *DAc* heute durch die immer wieder à jour gebrachten Handwörterbücher (*Petit Larousse*, *Petit Robert*, *Bordas* u.a.m.) ersetzt ist, denn «le lexique qui s'y trouvait n'est plus le nôtre, et le nôtre ne s'y trouve pas» (p. 47). Orthographieprobleme werden nunmehr von den Lexikographen dieser Wörterbücher «gelöst» oder meistens – vor allem bei den Neologismen – nicht gelöst. Die Verfasserin hat über 10000 Fälle konstatiert, in denen die «offizielle» Graphie weder normalisiert noch fixiert ist. Es ist also nicht wahr – wie dies in manchen Handbüchern zu lesen ist –, daß die französische Orthographie sich seit 1835 nicht verändert hat, und schon gar nicht, daß die Akademie damals diese durch ein Dekret ein für alle Mal geregelt hätte. Ein solches Dekret existiert gar nicht. Nach einem Blick auf die modernen linguistischen Studien zur Orthographie im Aus- und Inland kommt Nina

[2] Im zitierten ersten Absatz der *Straßburger Eide* figuriert die Lesung *saluar dist*, gegenüber der von den meisten Romanisten akzeptierten Lesung *dift*. Cf. zuletzt G. Hilty, *VRom. 37* (1978), 139, N 40.

[3] P. 33, 14. Zeile, zu korrigieren «Académie *della Crusca*», nicht *D*ella Crusc*i*a.

Catach auf die Arbeit der CNRS-Equipe HESO (= Histoire et structure de l'orthographe), der sie selbst angehört, zu sprechen. Das ist zweifellos der originellste Abschnitt[4] dieser bemerkenswerten Untersuchung.

Es ergibt sich eine Struktur von konzentrischen Kreisen, deren innerster den graphischen Code bildet, d.h. den Vorrat an Graphemen, welche direkt Phonemen entsprechen und Phonogramme genannt werden. Dieser Kreis enthält als Kern die Archigrapheme = Basiseinheiten mit sehr hohem linguistischen Nutzwert, welche das «système graphique standard» bilden. Nach außen gehend folgen auf den Kreis der Phonogramme derjenige der Positionsgrapheme, d.h. der Wertvarianten eines Graphems je nach seiner Stellung, sodann der Kreis der Morphographeme, welche je nachdem in der Aussprache realisiert werden oder nicht (z.B. das Plural-*s* vor Konsonant oder Vokal): Verbal- und Nominalendungen, Präfixe, Suffixe, Ableitungszeichen (caoutchou*c*, aber caoutchou*ter*). Der nächste Kreis ist derjenige der Logogramme: meist einsilbige Homophone, die außerhalb eines Kontextes nur das Schriftbild unterscheidet (*août – où – ou*, *taon – temps* usw.). Ein letzter, äußerster Kreis enthält die historischen oder etymologischen Buchstaben, welche nur der «gebildete» Leser versteht (etymologische Doppelkonsonanz in *appeler*, *offenser*, griechische oder lateinische Graphien wie *rhume*, *prompt*). «S'il y a une réforme à faire, c'est bien évidemment par ce reliquat peu fonctionnel et non fonctionnel qu'il faudrait commencer» (p. 57).

Die Definition des Graphems hängt selbstredend eng mit dieser Gesamtkonzeption zusammen.[5] Die Phonogramme, d.h. die Transkription der Laute, bilden die Grundlagen des Systems; neben diesen zentralen Graphemen existieren einige sekundäre oder «stumme» Grapheme. Zur Identifizierung der Basisgrapheme kommen folgende Kriterien zur Anwendung: der Frequenzgrad einer Einheit im Text, der Kohäsions- bzw. Stabilitätsgrad bei komplexen Graphemen (so ist *eau* ein Graphem, *eoi* in *asseoir* keines), der phonologische Relevanzgrad (Doppelkonsonanten, griechische Buchstaben wie *th*, *rh* usw. sind häufig, relativ stabil, doch ist ihre phonologische Relevanz im heutigen Sprachsystem praktisch null), der sprachliche Rentabilitätsgrad (morphologische Reihen usw.) und endlich der sprachliche Kreativitätsgrad. Von insgesamt etwa 130 Einheiten der französischen Schrift ergeben sich beim Anwenden dieser fünf Kriterien 36 vokalische, 30 konsonantische und 6 halbvokalische Grapheme. Von diesen besitzen 45 einen höheren Grad an Frequenz, Stabilität und Relevanz, so daß sie als Basisgrapheme betrachtet werden können (code de communication minimal). Eine weitere Auslese ergibt 33 «theoretische» Einheiten, welche den graphemischen Kern des Französischen darstellen: die Archigrapheme, die auch den höchsten sprachlichen Nutzwert besitzen (Beispiel: Archigraphem *O* – Basisgrapheme *o*, *au*, *eau* mit Nutzwerten von 75% – 21% – 9%). Daß sich bei der Abdeckung der Phoneme durch die Grapheme Inkongruenzen ergeben, ist allgemein bekannt. Interessant sind die aufgrund von Stichproben erhaltenen genauen Werte (p. 62–65), welche die Schwächen des Systems offenbaren. So ergeben sich beispielsweise aus zwei verschiedenen Korpora zwischen 12 und 13% «stummer Buchstaben». Zweideutigkeit der gesprochenen Information und – mitunter nützliche – Redundanz der geschriebenen Kette sind weitere Gesichtspunkte, womit das Problem français oral – français écrit angesprochen wird. In *les importations de vin espagnol* oder *espagnoles*, *les voiles noirs* oder *noires* ergibt sich die Bedeutung der Syntagmen nur im Schriftbild.

Das 5. Kapitel (p. 72–96) ist der heiklen Frage der Orthographiereform gewidmet. Nach einem historischen Überblick gelangt man zum Erlaß vom 26. Februar 1901, der in praxi nie

[4] Bereits 1973 publiziert in *La Recherche 39*, 949–956; cf. weiter oben.

[5] So weit war das Manuskript dieser Rezension gediehen, als mich eine schwere Erkrankung für über ein Jahr an der Weiterarbeit hinderte, Weiterarbeit, die ich im März 1981 aufgenommen habe. Der Leser möge einen allfälligen, umständebedingten Stilbruch verzeihen.

zur Anwendung gelangt ist. Ein Erlaß vom 8. Februar 1977 versucht in bescheidenem Rahmen die Situation zu deblockieren. Neuere Projekte – von A. Dauzat (1939) bis R. Thimonnier (1967) – werden derzeit (d.h. seit 1973) von der Akademie geprüft. Leider sieht es ganz danach aus, daß André Martinet's Pessimismus recht behält: «Une réforme vraiment fondamentale ... n'a aucune chance d'être jamais adoptée»[6]. – Das überaus lesenswerte Bändchen schließt mit einem «La pédagogie de l'orthographe» betitelten Kapitel (p. 97–123), das aus dem vorhergehenden das Fazit zieht: «ce ne pourrait être dans le meilleur des cas qu'une réforme limitée (de 5 à 10% des mots) ... Resterait donc pratiquement entier le problème de sa pédagogie. L'orthographe du français est une orthographe difficile et elle le restera» (p. 97). Ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Orthographieproblems in der Schule leitet zur Frage über, ob eine Erneuerung des Rechtschreibeunterrichts überhaupt möglich ist. Unerläßlich wäre dabei eine Besinnung auf die Hauptfunktion der Rechtschreibung: «la forme nationale d'écriture d'une langue» (p. 112). Vom pädagogisch-didaktischen Standpunkt aus könnte die Schaffung einer «Typologie der Fehler», die zu einer objektiveren Wertung der Schülerfehler führen würde, gute Dienste leisten.

Wie eingangs bemerkt, richtet sich der von der Skriptaforschung herkommende Wolfgang Börner[7] an ein völlig anders geartetes Publikum. Im Vorwort glaubt er, sein Vorhaben rechtfertigen zu müssen: «Eine linguistische Behandlung orthographischer Probleme steht also in ihrer Rechtfertigung nicht schlechter da als viele andere linguistische Disziplinen. Gründe, sie in einem Arbeitsheft den deutschen Französischstudenten zugänglich zu machen, auf deren Belange es abgestellt ist, finden sich in ausreichender Zahl. Für zukünftige Französischlehrer sind Fragen der Fehlereinschätzung und Fehlertherapie wichtig, die auf einer Beschreibung aufbauen» (p. VII). Diese Zielsetzung bewirkt eine von Nina Catach sehr verschiedene Grundkonzeption. Während jene versucht, die Orthographie nicht einfach als Magd der Phonologie bzw. Phonetik zu sehen, sondern ihr sogar so etwas wie ein Eigenleben zubilligt, sieht Börner das Problem notwendigerweise eher umgekehrt. Dabei geht er mit bemerkenswertem Geschick ans Werk. In der Einleitung (p. 1–15), worin eine brauchbare Definition der französischen Orthographie angestrebt wird, arbeitet er sauber einerseits die Beziehung signifiant phonique – signifiant graphique zum signifié heraus, anderseits den doppelten – phonographischen und ideographischen – Aspekt der französischen Rechtschreibung. An Kleinigkeiten merkt man allerdings, daß es ihm bisweilen an praktischem Sinn und vielleicht an Lehrerfahrung mangelt: es ist doch höchst unwahrscheinlich, daß ein Schüler *chaque* als ⟨chacque⟩ aufgrund einer Interferenz mit ⟨acquérir⟩ orthographiert (cf. p. 2), da sowohl dem frankophonen als erst recht dem deutschsprachigen Schüler dieses seltene Verbum im Zeitpunkt der Begegnung mit *chaque* kaum geläufig sein dürfte. Dem frankophonen Schüler dient als falsches Vorbild zweifellos der EN ⟨Jacques⟩. Anderseits zeichnet sich der Verfasser durch Experimentierfreude im Theoretischen aus, wobei das Ergebnis das Experiments oftmals in keinem Verhältnis zum Aufwand steht. – Im 2. Kapitel «Einheiten und Beziehungen der Phonographie» (p. 16–28) bespricht der Verfasser, nach einem kurzen phonologischen Repetitorium, zuerst die «Korrespondenzen», d.h. die Beziehung zwischen Buchstaben und Phonemen; ihre Funktion besteht darin, je ein Element aus Schrift und Lautung auszuwählen, indem sie paarweise miteinander verknüpft werden. Sie sollen die Basis für die Ermittlung von Regularitäten der französischen Orthographie liefern. Wörter, bei denen sich ohne Schwierigkeiten Korrespondenzen bilden lassen, nennt Börner «symmetrisch» (beispielsweise *abusif* = /a/ – ⟨a⟩, /b/ – ⟨b⟩, /y/ – ⟨u⟩, /z/ – ⟨s⟩, /i/ –

[6] *Le français sans fard*, Paris 1969, p. 89.

[7] Cf. *Schriftstruktur und Lautstruktur. Studien zur altgalicischen Skripta*, Tübingen 1976 (*ZRPh. Beih. 155*).

⟨i⟩, /f/ – ⟨f⟩). Bei vielen Wörtern gibt es jedoch Schwierigkeiten, denn Korrespondenzen verlangen gleiche Positionen in der jeweiligen Elementfolge; so in *beaucoup:* das dritte Phonem /k/ ist das vorletzte seiner Folge, der dritte Buchstabe ⟨a⟩ ist aber erst der sechstletzte seiner Folge. Da es weniger Phoneme (/boku/) als Buchstaben (8) gibt, läßt sich nicht für jeden Buchstaben eine Beziehung zu einem Phonem herstellen. Bei solchen «asymmetrischen» Wörtern funktioniert das Korrespondenzbildungs-Verfahren nicht. Unsere orthographische Kompetenz rät demnach zu folgenden Korrespondenzen: /b/ – ⟨b⟩, /o/ – ⟨eau⟩, /k/ – ⟨c⟩, /u/ – ⟨ou⟩, /Ø/ – ⟨p⟩. Durch die Einführung von Nullelementen sind die Bedingungen für gleiche Positionen in verschiedenen Elementfolgen wieder erfüllt. Daraus ergibt sich: Neben Buchstaben und Phonemen gibt es auch Folgen von Buchstaben und Folgen von Phonemen (z.B. /ks/ in *extra*), hinzukommt das Nullelement /Ø/ und eventuell auch das Nullelement ⟨Ø⟩. Da alle diese Einheiten in der Orthographie eine Rolle spielen, nennt sie der Verfasser «Ortheme». Relevant sind somit jene Ortheme, die mit unserer orthographischen Kompetenz im Einklang stehen, also ⟨b⟩, ⟨e⟩, ⟨au⟩, ⟨eau⟩, ⟨c⟩, ⟨ou⟩, ⟨p⟩ in *beaucoup*, nicht aber ⟨be⟩, ⟨uco⟩, ⟨up⟩, die formal möglich wären. Als orthographische Korrespondenz bezeichnet Börner also die Beziehung zwischen einem relevanten lautlichen Orthem und einem relevanten schriftlichen Orthem, die im gleichen Wort die gleiche Position in der jeweiligen Orthemfolge einnehmen. Aus diesen Schrift-Laut-Korrespondenzen leitet er nun «Regeln» ab, deren Aufgabe es ist, phonographische Regelmäßigkeiten zu beschreiben, also beispielsweise /u/ → ⟨ou⟩, wobei festgestellt werden muß, daß diese Regel ihre Korrespondenzen nur teilweise abdeckt (cf. ⟨où⟩, ⟨oû⟩, ⟨ow⟩ in *où, coûter, clown*). Wenn man Hin- und Rückgültigkeit der Regel gewissermaßen als Idealfall annimmt – der in Sprachen mit «regelmäßiger» Orthographie, wie dem Spanischen, existiert –, so ergibt sich, daß genannte Regel sich in unserem Beispiel in zwei gegenläufige Teilregeln aufspaltet: die eine allgemeingültige ⟨ou⟩→/u/, während die Regel der Gegenrichtung /u/ → ⟨ou⟩ für die zitierten Ausnahmen nicht gilt. Aus diesen zwei Richtungen, in denen orthographische Regeln operieren können, ergeben sich zwei Typen: 1) / / → ⟨ ⟩ = phonographemische Regeln, 2) ⟨ ⟩ → / / = graphophonemische Regeln. Regeln sind gerichtete, während Korrespondenzen ungerichtete Relationen sind. Ich habe bewußt die Argumentierung Börners ausführlich wiedergegeben, einmal weil sie mir im gegebenen Zusammenhang originell scheint, dann um darzutun, aus welcher «Schule» sie kommt. Es folgen Überlegungen zum Geltungsbereich und zur (relativen) Regelmäßigkeit der Regeln, endlich zum Kontext, d.h. der Umgebung der korrespondenzbildenden Ortheme im Wortkörper, was am Beispiel /k/ – ⟨...⟩ illustriert wird, wobei überschaubare Fakten in ein verhältnismäßig kompliziertes Regelsystem gezwängt werden müssen. Diese phonographischen Regeln haben folgende allgemeine Eigenschaften: «1) Sie dienen der Beschreibung von phonographischen Regelmäßigkeiten. 2) Sie weisen – zumindest im Französischen – eine von zwei möglichen Richtungen auf. 3) Sie besitzen einen bestimmten Geltungsbereich, der durch die Zahl der abgedeckten Korrespondenzen definiert wird. 4) Sie besitzen einen bestimmten Grad an Regelmäßigkeit, der durch den relativen Anteil an Ausnahmen festgelegt wird. 5) Sie gelten häufig nur in bestimmten Kontexten aus Laut- oder Schrift-Elementen.» (p. 25). Da diese allgemeinen Eigenschaften allerdings noch keine eindeutigen Regelbildungen erlauben, müssen sie als Regelparameter umformuliert werden, nach den Kriterien des Geltungsbereichs und der Regelmäßigkeit, die beide möglichst groß sein sollen, ferner des Kontextes, der möglichst einfach sein soll.

Im dritten, umfangreichen Kapitel: Die Phonographie des Französischen (p. 29–60), gelangen diese theoretischen Grundbegriffe in einer systematischen Beschreibung der französischen Orthographie zur Anwendung. Als Korpus dient das «français fondamental (1er degré)», das die 1063 (in praxi reduziert sich diese Zahl, da Wiederholungen nicht berücksichtigt werden, auf 1013 lexikalische Einheiten) häufigsten und gebräuchlichsten Wörter

umfaßt. Auf der lautlichen Seite stützt sich Börner auf das Aussprachewörterbuch von Martinet/Walter. Schriftliche und lautliche Formen werden auf Korrespondenzen und Ortheme geprüft, woraus dann graphophonemische und phonographemische Regeln abgeleitet werden. Dies geschieht mit einem Höchstmaß an Akribie: die graphophonemischen Regeln, die von Buchstaben oder Buchstabengruppen ausgehen, sind alphabetisch, die phonographemischen naturgemäß nach lautlichen Merkmalen geordnet. Daraus leitet Börner alsdann die Eigenschaften der französischen Phonographie ab, was vor ihm – soviel ich sehe – noch nie mit solcher Präzision geschehen ist. P. 53–59 ein wichtiger Unterabschnitt über liaison, *ə* caduc und historische Lautstände. (Zu verbessern einige Druckfehler: p. 55 und 56 l*é*ger, -ère, nicht le-, p. 59 intelle*ct*, nicht -cte, oec*u*mène, nicht oecou-.) Trotz der wissenschaftlichen Stringenz dieses Kapitels stellt sich mir – und dies gilt auch für die p. 60 formulierten Aufgaben – die Frage nach dem praktischen Nutzwert im Hinblick auf den künftigen Französischlehrer und seine spracherwerbenden Schüler. Das Ganze scheint mir weitgehend ein zweifellos interessantes Exercitium, um nicht zu sagen ein Spiel zu sein, an dessen Anwendbarkeit im Unterricht ich einige Zweifel hege. Die Frage lautet: Erfaßt und lernt der Französischerwerbende mit dieser Methode leichter und besser die komplizierten Beziehungen zwischen Phonemen und Graphemen? Ich befürchte, er wird bald vor lauter Wald die Bäume bzw. vor lauter System die Einzelfakten nicht mehr erkennen.

Das folgende Kapitel handelt von den ideographischen Aspekten der französischen Orthographie (p. 61–78) und bringt Bekanntes und weniger Bekanntes. Das uralte wirklichkeitsferne Beispiel für französische Homophonie «Gall, amant de la reine...» hätte Börner durch aktuellere Sätze ersetzen dürfen, beispielsweise *Ton manteau est ouvert – Ton manteau est tout vert* u. dgl. Wesentlich scheint mir hingegen der Abschnitt 4.3. (p. 69–72), worin die Frage «Generative Phonographie statt Ideographie?» gestellt wird. Das Fazit seiner Erörterungen faßt der Verfasser folgendermaßen zusammen: «Es ist möglich, daß eine zukünftige, weniger abstrakte und die komplexen phonologischen, morphologischen und derivationellen Daten sorgfältiger erfassende Phonologie die Beschreibung der französischen Orthographie grundlegend verändert und in manchen Bereichen auch vereinfacht. Die generative Phonologie auf ihrem derzeitigen Stand ist dazu sicherlich noch nicht in der Lage.» (p. 72) Da kann man ihm nur zustimmen.

Die Untersuchung schließt mit dem Kapitel «Anwendungsfragen» (p. 79–94) und wirft die Problematik der Orthographiereform auf, wobei die Diskussion selbstredend nur hypothetisch erfolgen kann. Fehleranalyse und Fehlertherapie werden aufgrund eines Korpus von ca. 1500 Rechtschreibefehlern, die aus dem Französischunterricht (Diktat, Nacherzählung) der 7. bis 11. Klassen eines deutschen Gymnasiums stammen, analysiert. Auch hier gerät der Verfasser allzusehr ins systemlinguistische Theoretisieren. P. 83 stellt er im Zusammenhang mit der «orthographe grammaticale» und dem Verhältnis von signifiant phonique und signifié die Frage «Wie schreibe ich das Morphem x?» Das gewählte Beispiel wird nur in der gesprochenen Form angeführt «/ ʒtɛ ʃɛr ʃe /» (= *je t'ai cherché, -e*); richtig müßte / ʃte ʃɛr ʃe / transkribiert werden, oder dann in Lentoform / ʒəte ʃɛr ʃe /. Dabei wird ein an sich durchaus plausibles und korrektes Schema abgeleitet oder, besser gesagt, vorausgesetzt, dessen pädagogisch-didaktischer Nutzwert mir wiederum diskutabel scheint.

Trotz der angemeldeten Vorbehalte eines skeptischen alten Praktikers ist Börners seriöse und gründliche Untersuchung lesens- und empfehlenswert.

C. Th. G.

★

BRIAN WOLEDGE, *La syntaxe des substantifs chez Chrétien de Troyes*, Genève 1979, 200 p. *(PRF 149)*.

Die vorliegende Studie ist der Überrest eines ursprünglich wesentlich weiter konzipierten Vorhabens, nämlich eine detaillierte altfranzösische Grammatik zu schreiben. Aus der Erkenntnis heraus, daß ein 'Ein-Mann-Unternehmen' hier von vorneherein zum Scheitern verurteilt ist, erfolgte zunächst eine Beschränkung des Unterfangens auf die Syntax des 12. Jahrhunderts, und letzten Endes blieb dann für die Ausführung des großen Plans die Analyse der Syntax der Substantive bei nur einem Autor übrig, die – wie sich zeigen wird – bereits so umfangreich und vielfältige Ergebnisse zeitigend ist (ja man hätte noch weit mehr Aspekte bei dieser eng umgrenzten Korpusbasis in Rechnung stellen können!), daß die selbstauferlegte Beschränkung des Verfassers durchaus im Rahmen der anvisierten empirischen Untersuchung zu rechtfertigen ist.

Daß die Wahl auf den Gebrauch der Substantive im Werk Chrétien de Troyes' fiel, wird mit dem hohen literarischen Wert, der guten schriftlichen Tradition und den hervorragenden modernen Editionsverhältnissen begründet. Ein Problem bildet jedoch die Tatsache, daß wir über keine Autographen, sondern ausschließlich über Kopien aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts verfügen, was die Schwierigkeit mit sich bringt, daß «toute étude [sur Chrétien] est une étude tel qu'il a été transmis par les copistes» (p. 8). Dennoch gelingt es Woledge in hervorragender Weise, eine Reihe von Modifizierungen hinsichtlich der diversen Kasustypen, die auf den Kopisten – ins Zentrum wird das Manuskript von Guiot, BN fr. 794 gestellt, andere Manuskripte werden im Bedarfsfall herangezogen – und nicht auf Chrétien selbst zurückzuführen sind, mit viel Fingerspitzengefühl aufzudecken – Modifizierungen, die den Gebrauch des beginnenden 13. Jahrhunderts widerspiegeln und von dem sich strikt an den klassischen Typen der Zweikasusflexion orientierenden Chrétien noch nicht benutzt wurden.

Die Studie beginnt nach dem Vorwort (p. 7–12), das u.a. die verschiedenen Problematiken eines derartigen Unterfangens darstellt, mit dem morphologischen Aspekt der altfranzösischen Zweikasusflexion (p. 15–28). Die Substantive werden in zwei Hauptgruppen, *noms communs* und *noms propres* eingeteilt, die jeweils wieder untergliedert werden in *noms déclinables* und *noms non déclinables*. Auf dieser Basis kommt Woledge zur Aufstellung von 15 Typen, die z.T. jedoch nicht eigenständig sind: so fallen z.B. der Typ *chevaliers/chevalier – chevalier/chevaliers* (*nom commun, déclinable*) und der Typ *Gauvains/Gauvain* (*nom propre, déclinable*) zusammen, usw. Dem Ausflug in die Morphologie folgt eine ausführliche Analyse der Verwendungsweisen von *cas sujet* (p. 29–46) und *cas oblique* (p. 47–108) im Satz. Untersucht wird die Einsetzbarkeit von Rektus und Obliquus in verschiedene Satzpositionen, ohne daß der Verfasser allerdings ein bestimmtes Satzmodell zugrunde legt. Er hält sich vielmehr an die traditionellen grammatischen *parties du discours* und ihr formal gegebenes Äußeres. Es folgt ein gesondertes Kapitel zur Syntax der nichtdeklinierbaren Substantive (p. 109–18), ein weiteres zu den von Woledge als *substantifs auxiliaires de la négation* bezeichneten Einheiten *point, mie, pas, rien, neant, gote, mot* (p. 119–42) und als letztes ein solches zu den substantivierten Infinitiven (p. 143–60), wo allerdings auf eine Scheidung zwischen bereits lexikalisierten Infinitiven (*avers* etc.) und echten Transpositionen verzichtet wird. An diese Untersuchung zur Verwendung und Funktion bei den Kasus im Satz schließt ein Kapitel zur Wortstellung an (p. 161–74), in welchem festgestellt wird, daß Chrétien sämtliche Wortstellungstypen (SPO – SOP – PSO – POS – OSP – OPS) mit relativer Häufigkeit – anders als seine Zeitgenossen – sowohl im Haupt- als auch im Nebensatz benutzt, was die stilistische Eigenständigkeit und die Sicherheit im Umgang mit der klassischen Zweikasusflexion bei Chrétien nur zu unterstreichen vermag. Abgeschlossen wird die Studie durch eine Bibliographie (p. 175–78), einen ausführlichen Index zu den zitierten Versen (p. 179–90), zu den kommen-

tierten Wendungen (p. 191–94) und zur grammatischen Terminologie (p. 195–98) sowie das Inhaltsverzeichnis.

Bei der äußerst wohldokumentierten Arbeit bleibt es dennoch nicht aus, daß sich der Rezensent zu einigen kritischen Bemerkungen veranlaßt sieht, die jedoch immer 'nur' Marginalien des rezensierten Werkes betreffen, wenn man sich an die Gewichtung des Verfassers hält. So scheint sich mir eine nähere Betrachtung der Systematisierung der verschiedenen Deklinationstypen, so wie sie von Chrétien verwendet wurden, aufzudrängen. Obwohl Woledge den morphologischen Aspekt der Zweikasusflexion nicht weiter berücksichtigen will, dient er ihm als Ausgangspunkt für die Analyse – und dies mit Recht: denn gerade die Zweikasusflexion des sog. Altfranzösischen kann in meinen Augen ausschließlich als morphosyntaktisches Phänomen in ihrem Wesen erfaßt werden. Bei Woledge ist diese Erkenntnis letzten Endes wohl auch impliziert, doch betont er in seinen Ausführungen immer wieder, er wolle das Phänomen einzig von seiner syntaktischen Komponente her angehen. Wie wir jedoch gleich noch sehen werden ist eine solche Trennung in Morphologie und Syntax gerade bei der Zweikasusflexion des klassischen Altfranzösischen nicht praktikabel, greifen Morphologie und Syntax hier doch dauernd ineinander. – Woledge stellt 15 verschiedene Typen zusammen[1]:

noms communs	*noms propres*
I. deklinierbar	I. deklinierbar
1. *chevaliers/chevalier*	1. *Gauvains/Gauvain*
2. *pere(s)/pere*	2. *Alixandre(s)/Alixandre*[2]
3. *fins/fin*	3. *Iseuz/Isalt*
4. *ber/baron*	4. *Brez/Breton*
5. *suer/seror*	5. *Berte/Bertain*
II. nichtdeklinierbar	II. nichtdeklinierbar
1. *cors*	1. *Cliges*
2. *doie*	2. *Enide*
3. *dame*	

Die Trennung der Typen *cors/doie* auf der einen und *Cliges/Enide* auf der anderen Seite wird durch den Hinweis auf die Art des Auslauts (konsonantisch/vokalisch) gerechtfertigt und ist demzufolge anfechtbar; problematisch ist auch die Zuordnung von *Alixandre(s)* zu den deklinierbaren Namen, da Woledge nicht nachweisen kann, ob das in vielen Fällen vorhandene *-s* im Rektus auf Chrétien zurückführbar ist oder auf das Zutun des Kopisten. Auch die anderen Kopien geben wenig Aufschluß. Doch das sind nur Marginalien angesichts der in meinen Augen nicht stringent genug durchgeführten Gliederung der diversen Typen. Die erste Kritik muß schon bei der durch nichts zu rechtfertigenden Basisgliederung in *noms communs* und *noms propres* ansetzen, denn die Deklinationstypen der Eigennamen unterscheiden sich nicht von denen der Gattungsnamen (die Scheidung hier scheint mir einzig auf der Tatsache zu beruhen, daß Chrétien in aller Regelmäßigkeit in der Apostrophe bei den Eigennamen den Rektus, bei den Gattungsnamen jedoch den Obliquus verwendet!). Mehr noch: Betrachtet man die morphologische Markierung, so reduzieren sich die sieben Doppeltypen auf drei (nämlich I. *-s/-Ø*, II. *-Ø/-Ø* und III. Sonderform/*-Ø*). Eine Genusdifferenzierung

[1] Die systematisierte Gegenüberstellung stammt von mir.

[2] Obzwar das Rektus-*s* sowohl beim Typ *pere* als auch beim Typ *Alixandre* vermutlich auf Guiot bzw. die jeweiligen Kopisten zurückführbar ist, belasse ich diese Einheiten bei der für Chrétien gültigen Synopse.

läßt sich formal nicht fassen: beide Genera können im Singular bei allen drei morphologischen Typen auftreten. Doch berücksichtigt man bei den *noms communs* auch den Plural (die Numerusrelevanz bei der Zweikasusflexion wird von Woledge nirgends erkannt bzw. formuliert!), so muß eine weitere Untergliederung erfolgen, denn hier gibt es noch einmal drei morphologische Typen, die allerdings nicht mit den für den Singular herausgestellten Typen deckungsgleich sind; vielmehr stellen sie mögliche Untergliederungen für alle drei Bereiche I II, III dar: (1) -Ø/-*s*, (2) -*s*/-*s*, (3) -Ø/-Ø, wobei der Typ -Ø/-*s* auf Maskulina und der Typ -*s*/-*s* auf Feminina beschränkt ist; das Inventar des Typs -Ø/-Ø enthält sowohl Maskulina als auch, Feminina. Wie man sieht, ist das Zweikasussystem, in Beziehung gesetzt zu Numerus und Genus der Substantive, bei Chrétien ein noch ausgewogenes und wohldurchorganisiertes Instrumentarium, das man nicht abgelöst und für sich allein adäquat erfassen kann. Desgleichen vermag diese Übersicht auch im Hinblick auf die Diachronie des Zweikasussystems wertvolle Information zu vermitteln, Information, die Woledges sorgfältige empirisch gewonnene Erkenntnisse, was auf Chrétien und was auf den Kopisten Guiot zurückzuführen ist, nur unterstützt: maskuline Substantive fallen im Typ -*s*/-Ø # -Ø/-*s* und feminine Substantive im Typ -Ø/-Ø # -*s*/-*s* zusammen für den Fall, daß Guiot eine Modifizierung an der Vorlage vornimmt (cf. *peres*/*pere* bei den Maskulina und *suer*/*suer* bei den Feminina); der Typ der in allen Fällen nichtdeklinierten Substantive bleibt von einer Angleichung im Kasus unberührt, es sei denn, es erfolgt bei den vokalisch auslautenden Feminina eine Angleichung im Numerus an den Typ -Ø/-Ø # -*s*/-*s*. Die Erklärung für den modifizierenden Eingriff des Kopisten liegt auf der Hand: er dürfte seine Vorlage der Tendenz seiner eigenen Zeit (Anfang des 13. Jahrhunderts) angepaßt haben – ein nicht ungewohntes Phänomen in der Kopistentradition des Mittelalters. Woledge verkennt dies leider an verschiedenen Stellen, etwa wenn er feststellt, in der Apostrophe falle Chrétiens *Wahl* bei *pere* immer auf die -*s*-lose Rektusform: Chrétien wählte nicht, sondern benutzte vielmehr die ihm einzig korrekt erscheinende Form, nämlich die ohne -*s*. Auf der anderen Seite zeigt der Vergleich derjenigen Typen und Verwendungsweisen der Zweikasusflexion, die durch Chrétien verwendet wurden, mit den durch Guiot modifizierten Formen[3], daß die Zeit des Umbruchs der traditionellen, lautentwicklungsgeschichtlich aus dem Lateinischen hervorgegangenen Zweikasusflexion in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bereits voll im Gange ist und Chrétien wohl einer der letzten Benutzer der klassischen Ausformung der altfranzösischen Deklination ist.

Es seien noch einige Punkte ausgewählt, die zu Kritik Anlaß geben:

– P. 18: Die Zusammenfassung von *pere* und *arbres* unter einem morphologischen Paradigma (aufgrund des Vorhandenseins eines -*ə*) ist problematisch, führt sie den Verfasser doch dahin, eine weitere (bei anderer Materialgliederung überflüssige) Untergliederung vorzunehmen, nämlich in '+ belebt' (Rektus Sg. meist ohne -*s*) und '- belebt' (Rektus Sg. immer mit -*s*). Semantische und rein morphologische Momente werden hier dergestalt gekreuzt, daß zwei bei Chrétien an sich autonome Deklinationstypen plötzlich unter einem Vorzeichen auftauchen. Der gleiche Einwand gilt für die Ausführungen zum Typ *ber*, *hom*, *sire*(*s*), wo die Form mit Stütz-*ə* häufig ein -*s* im Rektus Sg. erhalten soll.

– P. 59/60: Der Einblick in die transitive bzw. intransitive Verwendung einiger Verben bringt die Themenstellung nicht weiter.

– P. 79/80: Der Versuch, die adverbiale Verwendung des Obliquus auf der Basis einer semantischen Gliederung zu systematisieren (*l'expression du temps; l'expression de la distance;*

[3] Guiot modifiziert ausschließlich innerhalb des Verses, die Reimstellung bleibt immer unangetastet, so daß man von hier aus relativ leicht Rückschlüsse darauf ziehen kann, was auf Chrétien zurückzuführen ist und was eventuell auf den Kopisten.

l'allure du cheval; indications psychologiques, détails sur l'attitude d'un personnage, sur ses vêtements, son équipement etc.), muß scheitern wie Woledge selbst erkennt. Eventuell könnte eine syntaktisch-funktionelle Systematisierung verbunden mit einer semantischen Subkategorisierung (lokal, temporal, kausal, final usw.) zu einer befriedigenderen Analysebasis führen.
– P. 119ss.: Die Bezeichnung *substantifs auxiliaires de la négation* für *point, mie, neant, rien* usw. erscheint mir irreführend; entweder die angeführten Einheiten sind Bestandteil der Negation, dann sind sie nicht mehr Substantive, oder sie sind autonome Substantive, dann sind sie jedoch nicht mehr *auxiliaires* der Negation!
– P. 143–60: Die gesonderte Behandlung der Syntax substantivierter Infinitive drängt sich nicht unbedingt auf, liegt sie doch im bei den restlichen *noms communs* abgesteckten Rahmen. Usw.

Gesamthaft gesehen stellt die Studie von Woledge – trotz der vorgebrachten Einwände und Straffungsvorschläge – einen wertvollen Beitrag zur empirischen Sprachforschung dar, der einen hervorragenden Einblick in die Nutzanwendungen der Zweikasusflexion sowohl bei Chrétien als auch in der darauffolgenden Zeit gibt als einer Epoche, die eine Phase in der Entwicklung der klassischen Zweikasusflexion repräsentiert, in der zahlreiche Tendenzen und Bestrebungen zu einer Vereinheitlichung der Typenvielfalt bestehen – Tendenzen, auf die Woledge allerdings kaum deutlich genug hinweist.

Edeltraud Werner

★

JEAN-CLAUDE RIVIÈRE, *Pastourelles I. Introduction à l'étude formelle des pastourelles anonymes françaises des XII^e et XIII^e siècles.* Textes du Chansonnier d'Oxford, avec notes, Genève (Droz) 1974, 184 p. (*TLF 213*). – *Pastourelles II.* Textes des Chansonniers de Berne, de l'Arsenal, de la Bibliothèque Nationale, avec notes, Genève (Droz) 1975, 168 p. (*TLF 220*). – *Pastourelles III.* Bibliothèque Vaticane. Motets anonymes des Chansonniers de Montpellier et de Bamberg, avec notes. Tableaux et glossaires, Genève (Droz) 1976, 176 p. (*TLF 232*).

C'est avec une certaine impatience que les médiévistes et historiens de la littérature attendaient une nouvelle édition des pastourelles françaises. C'est, en effet, en 1870 que Karl Bartsch publia, pour la première fois, *Altfranzösische Romanzen und Pastourellen. Romances et Pastourelles françaises des XII^e et XIII^e siècles* (réimprimé à Genève en 1973 et à Darmstadt en 1975), le premier livre (p. 3–100) est consacré aux romances, le second (p. 103–222) aux pastourelles anonymes et le troisième (p. 225–337) aux pastourelles dont les auteurs sont connus. La deuxième partie comprend 102 pièces, sans traduction ni glossaire, avec des notes très succinctes (p. 357–379) et sans commentaire. L'intérêt que suscite la typologie de la pastourelle, les nombreuses publications sur l'origine de ce genre littéraire exigeaient une nouvelle édition des pastourelles françaises qui tirerait profit d'un siècle de recherche et des conceptions actuelles de l'ecdotique. Les trois ouvrages de Jean-Claude Rivière apportent-ils quelque chose de nouveau par rapport au texte de Karl Bartsch? L'édition de notre auteur se limite aux pastourelles anonymes, mais ajoute les motets à contenu de pastourelle dont Karl Bartsch n'avait recueilli que quelques spécimens. De plus, la nouvelle édition tient compte de manuscrits que le premier éditeur ne semblait pas connaître: *Ba*, Manuscrit de Bamberg, Bibliothèque royale de Bamberg; *Mp*, Montpellier, Ecole de Médecine 196; *X*, Paris, Bibliothèque Nationale, nouvelle acq. fr. 1050; ou seulement par des copies: *a*, Rome, Bibliothèque Vaticane, Regina lat. 1490 et *LC*, Manuscrit «La Clayette».

L'auteur conclut que la lecture de K. Bartsch n'est pas exempte d'erreurs: nous aurons l'occasion de démontrer que le texte récent compte plus de fautes de lecture et d'inexactitudes que l'édition de 1870. L'auteur justifie sa présente édition, car Karl Bartsch «avait eu la tendance, normale pour son époque, mais plus admissible aujourd'hui, de vouloir trop 'corriger' le texte: rétablissement des schémas métriques, correction des graphies dialectales, normalisation des rimes et des formes jugées aberrantes, élimination d'un certain nombre d'hapax de vocabulaire.» (I, p. 7) Et il continue: «Cette édition était d'une grande austérité: débutants comme spécialistes souhaitent aujourd'hui disposer d'un appareil critique plus substantiel.» (I, p. 7) Le second chapitre s'intitule 'Le choix des pièces et la délimitation du genre', un titre très prometteur et essentiel pour une typologie de la pastourelle. L'auteur rappelle que la pastourelle ne se définit pas par une forme particulière, mais qu'elle apparaît sous des aspects différents: le plus fréquemment les auteurs ont utilisé le cadre formel de la chanson d'amour, ancienne ou courtoise; mais ils ont également eu recours à celui de la ballette, du motet et même du lai. Pour définir avec précision le genre et en fixer clairement les limites, on est obligé de recourir au contenu. Jean-Claude Rivière définit la pastourelle de la manière suivante: «Il nous a semblé indispensable de repréciser les critères qui allaient guider notre choix et nous amener à éliminer des pièces retenues par Bartsch ou, au contraire, à en inclure de nouvelles. Ceux-ci sont au nombre de quatre:

1) Le premier et le plus important à nos yeux est le cadre pastoral: la scène doit se dérouler à la campagne et les éléments champêtres et paysans doivent particulièrement être mis en relief. Sinon, bien des poèmes lyriques en ancien français pourraient passer pour des pastourelles; par exemple les chansons courtoises s'ouvrant par une strophe printanière.

2) Il y a ensuite la rencontre – que Jeanroy appelle «l'oaristys» en y incluant sa «conclusion».

3) Puis on peut mentionner le «débat» – le «contrasto» – dialogue où l'un essaie de convaincre l'autre.

4) Le dernier critère retenu sera, enfin, un critère négatif: là où les partenaires féminines sont des jeunes filles, non des femmes mariées; et si la vertu de la bergère n'est pas d'une fraîcheur irréprochable quand le chevalier la rencontre, du moins ses frasques n'ont elles pas laissé de traces tangibles. (...) La présence de 2 et de 4 étant pour le moins nécessaire.» (I, p. 9–10) Cette longue citation était indispensable pour bien saisir les critères utilisés par l'éditeur, car son choix de pièces ne reflète, nous semble-t-il, pas l'illustration rigoureuse de la définition de la pastourelle. Par exemple, la pièce 61 (II, p. 135–138), où il n'est pas question d'une bergère mais tout simplement d'une «touse» (v. 25: Vers la touse m'avance); il y a effectivement rencontre et cadre champêtre, et la conclusion de la rencontre est tout à fait dans le ton de nombreuses pastourelles. Mais il s'agit bien plutôt d'une reverdie. Egalement la courte pièce 78 (III, p. 45), dont le cadre est un verger (v. 4: Si trovai seant en un vergier) dans lequel le narrateur trouve une «tose chantant de cuer gai et fier» (v. 5) ne présente pas toutes les composantes permettant d'affirmer que nous avons là une pastourelle, ici, à nouveau, nous avons une reverdie. La pièce 75 (III, p. 37–39) met en scène une «tousete» (v. 4) qui fait des avances au narrateur, dans un jardin ou un verger: là non plus, il ne s'agit pas d'une pastourelle, mais bien plutôt d'une romance. La pièce 30 bis (I, p. 164–166), que Karl Bartsch n'a pas retenue, ne présente pas les caractéristiques d'une pastourelle, si ce n'est les personnages de Marot et de Robin, elle fait penser plutôt à une ballette. De nombreuses pièces ne mentionnent pas la qualité de bergère, le personnage féminin est nommé tour à tour Marotele (pièces 84 et 94), Mariete (79), Marote (85), Emmelot (111), Biatris (48), Guibor (48), Parrennelle (7), etc. D'autre part, quels rapports y a-t-il entre une bergère qui garde ses moutons et «une pucele ... roses coillant» (pièces 93, v. 5–6), nous sommes, semble-t-il, fort éloigné de la pastourelle définie par l'auteur. Jean-Claude Rivière a publié des motets, absents dans l'édition de Karl Bartsch, il y a ainsi 29 pièces données par le chansonnier MP (Montpellier, Ecole

de Médecine 196) sur 34 et une recueillie dans LC (La Clayette), sur un ensemble de 41 motets. L'auteur avoue que «ce sont essentiellement des motets dont le contenu de pastourelle confine parfois au pastiche»! (I, p. 13) Pour ma part, j'approuve le rejet de Karl Bartsch et ne peux admettre comme 'pastourelle' nombre de motets: certains ne présentent qu'un cadre agreste et la rencontre du narrateur avec un personnage féminin non précisé; par exemple: motet 81 (III, p. 50–51), le narrateur rencontre dans un verger «une pucelete avenant, bele et pleisant, juenete» (v. 9–11), motet 89 (III, p. 60), il s'agit ici d'une «plesant tousete seule seant en un pré» (v. 1–2), le motet 115 (III, p. 91), le narrateur trouve «touse ... liant eschalaz» (v. 9–10).

Dans la catégorie des pastourelles dites «désintéressées» (selon Gaston Paris), je pencherais pour ne pas classer ces pièces dans le genre des pastourelles: en effet, il s'agit de petits tableaux champêtres, de scènes agrestes entre bergers et bergères qui dansent, jouent divers instruments de musique ou se querellent, ou de l'entretien du narrateur avec l'un de ces paysans qui lui conte ses soucis amoureux. J'appellerais plutôt «romances pastorales» les pièces suivantes publiées par Jean-Claude Rivière: 2 (I, p. 78–79), 11 (I, p. 106–107), 15 (I, p. 119–120), 48 (II, p. 77–79), 50 (II, p. 87–89), 62 (II, p. 139–141), 110 (III, p. 84), 112 (III, p. 86), etc.

Il est fort regrettable que l'auteur, lors de sa nouvelle édition de pastourelles, n'ait pas jugé bon de vérifier sa définition, de remettre en question une classification plus que centenaire et quelquefois trop généreuse. Une attitude plus critique eût été souhaitable.

Dans le troisième chapitre de l'Introduction «Les manuscrits: choix et classement» (I, P. 14–18), l'auteur convient que la tâche de l'éditeur est grandement simplifiée, car sur 120 pièces, 85 sont des *unica*. Sur les 35 restantes, 25 nous sont données par des manuscrits étroitement apparentés (comme *KNPX* ou *MT*). Jean-Claude Rivière relève que «dans la mesure du possible, nous avons cherché à utiliser un très petit nombre de manuscrits, de façon à ne pas donner une trop grande impression d'émiettement dans un recueil déjà disparate par ses origines mêmes.» (I, p. 15–16) Procédé simplificateur certes, mais au détriment des faits scientifiques et des exigences ecdotiques. Le choix du «manuscrit de base» manque de rigueur. Le quatrième chapitre est consacré à «L'établissement du texte: l'apparat critique – les notices» (I, p. 19–23). Face à la difficulté d'un choix, l'auteur opte pour le 'respect scrupuleux' du texte en ce qui concerne la graphie, les particularités dialectales, les irrégularités éventuelles de la morphologie; nous aurons l'occasion de relever qu'à de (trop) nombreuses reprises l'auteur ne suit pas ces règles ni dans l'édition des pièces, ni même dans l'apparat critique.

Dans l'apparat critique proprement dit, Jean-Claude Rivière dit avoir éliminé toutes les variantes purement graphiques ou dialectales qui l'auraient surchargé inutilement; il n'a pas non plus relevé les fautes mineures contre la morphologie. La notice, qui accompagne chaque pièce et suit l'apparat critique, se divise en cinq paragraphes: 1. recensement des manuscrits avec l'indication du foliotage ou de la pagination, éventuellement de la musique; numéro de la bibliographie de Raynaud/Spanke ou du répertoire de motets de Gennrich. 2. classement des manuscrits et choix du manuscrits de base; corrections effectuées ou suggérées. 3. tout ce qui concerne l'interprétation. 4. numéro du répertoire de Mölk-Wolfzettel; étude formelle: schéma métrique, enchaînement des strophes et des rimes, fréquence des formules et rapprochement éventuel avec d'autres œuvres. Refrain. 5. Recensement des précédentes éditions de la pièce. Le chapitre V (I, p. 24–39) est consacré à la langue. Il ne s'agit pas d'une étude exhaustive de la langue de toutes les pièces de la présente édition, mais d'envisager les faits les plus susceptibles de dérouter le lecteur. Ces quelques pages porteront essentiellement sur la langue des manuscrits *I*, *C* et *U* fortement influencés par des traits dialectaux de l'Est et du Nord. Le chapitre le plus intéressant est certes le sixième, intitulé «La forme» (I, p. 40–68), l'auteur envisage successivement quatre points: le schéma strophique, la versification, les

rimes et assonances, et les refrains; dans cette étude formelle, il laisse de côté les motets. Après un classement sommaire, l'auteur répartit les pastourelles anonymes en trois grands groupes, selon leur structure formelle: a) *les pièces à caractère populaire* / 1) a a b a a b; 2) a b a b a b a b; 3) a a a BB ou a a a b B B; 4) a a b a b; 5) a a b b /- b) *les pièces à caractère courtois* – c) *des pièces d'un caractère plus compliqué et plus raffiné*, œuvre sans doute de poètes tardifs. Elles se distinguent par l'éclatement de la structure tripartite de la strophe courtoise classique, par son allongement, par les combinaisons variées de mètres de différentes longueurs, par des rimes plus riches. Jean-Claude Rivière admet que le schéma strophique seul est incapable de nous fournir des indications suffisantes pour classer chronologiquement des pièces anonymes. Cette partie doit beaucoup à l'ouvrage magistral de Roger Dragonetti, *La technique poétique des trouvères dans la chanson courtoise. Contribution à l'étude de la rhétorique médiévale*, Bruges 1960, réimpression Genève 1979. A propos de la métrique, l'auteur constate que sur 74 pièces à structure strophique identifiable (à l'exclusion du lai, des motets et des pièces à rimes libres), 15 sont à strophes isométriques, et que le vers de 7 syllabes est le vers fondamental de la pastourelle. Selon Jean-Claude Rivière, les corrections concernant le rythme et la mesure n'affectent que 2% d'un total de 3400 vers environ, on relève près de 600 vers d'apparence plus ou moins irrégulière, soit 17,5% environ. Quant aux refrains, sur les 74 pièces susceptibles d'être dotées d'un refrain, 50 en présentent un. Au point de vue statistique, 3,75% du total des pièces lyriques en ancien français possèdent un refrain, pour les pastourelles, nous avons une moyenne bien supérieure, de 13,5%. L'auteur conclut que sur le plan formel, «le genre [des pastourelles] est demeuré étroitement lié aux formules de l'inspiration populaire, malgré, par la suite, la concurrence très forte des formes courtoises.» (I, p. 68) Le septième chapitre (I, p. 69) est fort bref, l'auteur se contente d'avouer sa «totale incompétence» dans le domaine musical et de constater «que des musicologues aussi éminents que Beck, Aubry, Spanke, Gennrich, ne sont pas parvenus à un accord définitif sur la manière de transcrire la musique médiévale»! Sous 'Indications générales' (I, p. 70–72), nous trouvons quelques définitions de termes techniques de la lyrique médiévale, suivent des reproductions de notations musicales données par les manuscrits, avec les transcriptions de Spanke et Gennrich (I, p. I–XII). Avant de passer à l'analyse de l'édition des différentes pastourelles, une critiques s'impose, elle n'est d'ailleurs pas imputable à Jean-Claude Rivière, la répartition du corpus des pastourelles anonymes en *trois* petits volumes n'est pas heureuse: si l'on veut lire une pastourelle du chansonnier d'Oxford (*I*) du volume I, il faut recourir au volume III pour utiliser le glossaire, la table des noms propres et les tableaux de rimes; le nombre réduit de pièces et leur brièveté auraient permis une disposition plus judicieuse.

Nous avons vérifié sur les manuscrits eux-mêmes le texte des pièces proposées; commençons par le chansonnier d'Oxford (*I*): Pour la pièce 1 (I, p. 75–76), nous lisons très nettement dans *I*, fol. 226 *r* p*ai*storelle pour p*a*storelle du vers 8, et mug*n*et pour mug*u*et au vers 10; pièce 2, vers 8 co*m*encier dans le manuscrit pour co*mm*encier chez J.-C. Rivière, ce qui est une broutille, mais par contre, ce qui est plus grave, au vers 14, on lit *an* piez et non *au* de notre texte, v. 39 ro*n*bardel et non ro*u*bardel, très net dans le manuscrit, v. 56 Loir*i*ete et non Loirete; pièce 3, v. 3 fu*t* dans le manuscrit et non f*u*, v. 40 fol*z* et non fol*s*; Var. de U: v. 2 lire vi*z* et non *vi*, v. 15 lire *ke* de m. et non *q*. de m; pièce 4, v. 7 s*e* et non s*i*; pièce 5, vers 7 ve*r* et non ve*rs*; pièce 6, v. 6 ve*r* et non ve*rs*; pièce 7, v. 3 *an*si et non *ain*si, v. 4 parre*n*elle et non Parre*nn*elle, v. 14 *ne* respont et non *me* respont; pièce 9, v. 1 *dan* et non *dans*, v. 6 boxon*s* et non box*on*, v. 10 *c*'amors et non *k*'amors, v. 47 *an* h. et non *en* h.; Var. de U: v. 32 lire *a*.t.e. non *u*.t.e., fin Str. V: Refr. *a* et non *l*.; pièce 10, v. 11 *an*si et non *ain*si, v. 31 bles*a*i et non bles*s*ai; pièce 11, aux vers 7, 17, 27, on lit ro*n*dous dans le manuscrit qui distingue *u* et *n*, v. 12 ait *parrot* huchiet et non ait *par tot* huchiet, v. 28 h. *qui* ot les *hoziaus* rous et non H. *ki* ot les *houziaus* rous; pièce 12, v. 4 pas*t*orelle et non pas*tou*relle, v. 11 de*x*endi et non de*sc*endi;

pièce 13, v. 1 *i*or et non *jou*r, v. 23 can*t* et non *can*; pièce 15, v. 1 f*o*llie et non f*oi*llie, v. 5 on*t* et non *on*, v. 14 *an* et non *en*, v. 25 l. r. *an* jurait, omission non annotée par J.-C. Rivière, v. 27 comen*cerai*t et non comen*derai*; pièce 16, v. 3 *abespin* et non a*l*bespin, v. 8 j'ai perdu *perdu* mon a., répétition non indiquée par l'éditeur, v. 10 *ver* et non ver*s*; pièce 17, v. 4 *en* et non *an*, v. 12 past*ou*re et non past*o*re, v. 24 ami*n* et non ami, v. 28 *ki* et non *qui*, d'autre part, p. 127, lire Bartsch, II, *43* et non *42*; pièce 20, v. 12 *ke* et non *que*, v. 18 le manuscrit porte *fouchiere* et non *feuchiere* du texte édité par J.-C. Rivière, v. 27 volentier*s* et non volenti*es*, v. 34 *an* et non *en*; pièce 21, au vers 10, l'éditeur ajoute *je*, inexistant dans le manuscrit, sans le mentionner, v. 13 *dou* et non *du*; p. 139, le numéro d'ordre de la pastourelle manque et en tête de page, il est faussement indiqué «no XXI» pour XXII; pièce 22, v. 32 *dit* et non *dist*, v. 44 *fist* et non *fit*; pièce 23, v. 3 past*ou*relle et non past*o*relle, v. 9 vers *lei* et non vers *li*, v. 11 l'*un* et non l'*uns*, v. 18 *n*'amai et non *m*'amai; p. 145, titre fautif et incomplet, lire: «Chansonni*er I (no XXIV) Pièce no XXIV*»; pièce 24, v. 18 pri*x* du manuscrit exigeait une remarque, *prie* dans le texte imprimé; pièce 26, v. 15 cr*iei*r et non cr*ier*, v. 25 pai*rt* et non pai*r*, v. 34 ap*a*rsu et non ap*e*rsu; p. 154, titre manquant; pièce 27, v. 13 *ver* et non ver*s*, v. 30 ocie*is* et non ocie*iz*; pièce 28, v. 3 sans bergier et non sans *un* bergier, d'ailleurs le vers édité est hypermétrique, v. 6 Ver*s* et non *Ver*; pièce 30, v. 27 t*eu*releure et non t*u*releure; pièce 30 bis, v. 18 m'*ait* et non m'*a*, v. 20 S*a*delaridon et non *Se* delaridon, v. 29 ne *n*'amerai et non *ne* amerai. L'énumération de ces fautes de lecture pour *un seul* des seize chansonniers me semble fort éloquente!

Le volume I est complété par une liste des «Revues, collections, périodiques» (p. 169–170); p. 169, lire Brau*n*schweig, Herr*ig*; le sous-titre de *Scriptorium* est inexact, lire: *Revue internationale des études relatives aux manuscrits;* p. 170, lire *für* (ligne 4). La bibliographie est truffée de fautes et aurait méritée de nombreuses corrections (p. 171–177); p. 171, Bartsch..., lire *1870* et non 1970, Dar*mst*adt; Besseler..., lire Po*ts*dam; p. 172, Dinaux..., réimpressions: I, Genève, 1970, II, Genève, 1969, III, Genève, 1969, IV, Genève, 1969; Delbouille..., ajouter: p. 1–44; Faral..., lire La Past*ou*relle; p. 173, Hofman..., lire Si*tzu*ngsberichten (2 fois); p. 174, lire (ligne 1) St*udi* Med*ie*vali, Löwe..., lire Die *Sprache;* p. 175, Mölk, U. et Wolfze*t*tel F.; Monmer*qué* (ligne 7); Noack..., *Der* Strophenausgang; Pau*phi*let, Al.; le nom de l'auteur Powell, J. W. est erroné, il s'agit de W. Powell Jones; Raynaud..., Recueil *de* motets français; et encore, au-dessus, Pillet, lire 19*33*; p. 176, Scheler, A. Dits et contes, date?; Sch*ultz*-Gora O. Zwei altfr. Dichtungen: la *Chastelaine* de Saint-Gilles; Schwan..., lire Eine *literarhistorische* Untersuchung; Servois..., lire *Dole;* p. 177, Stimming, A. Die altfranzösisch*en* Mottete *der* Bamberger ... *Dresden*, 1906; Tarbé; De La Villemarqué; Wahlgren..., Mélanges offerts à *J.* Vising, ... Göte*borg*. L'auteur énumère les manuscrits en page 178, (une correction doit être faite: Raynaud – *Lavoix* [ligne 6]) et deux chansonniers provençaux en page 179.

Le volume II contient douze pièces du chansonnier de Berne (*C*), neuf du chansonnier *U* (Paris, B. N. f. fr. 20050), huit du chansonnier de l'Arsenal (*K*), quatre du chansonnier *N* (Paris, B. N. f. fr. 845) et deux du chansonnier *X*, annoté faussement B. N. 1050, il s'agit en fait du manuscrit Paris, B. N. *nouvelle acquisition fr.* 1050 (p. 167). Pour les douze pastourelles du manuscrit C (Berne, Bibl. mun. 389), les lectures incorrectes sont les suivantes: pièce 32, v. 9 chansonne*e* et non chansonne*tte*, v. 22 *o*troi et non o*c*troi, v. 25 plu*x* et non plu*s*, v. 27 tou*s* et non tou*t*; d'autre part, p. 11, il faut corriger: C, f. 32v – *33r* et non *35*; pièce 33, v. 2 plu*s* et non plu*x*, v. 15 past*ou*relle et non Past*o*relle, v. 16 ma*ss*uete et non ma*s*uete, en outre, un vers entier (v. 30) manque: *fiert et esgraitine et mort*, v. 46 gau*t* (à la rime: faut) et non gau*l*, v. 49 plu*x* et non plu*s*; pièce 34, v. 12 so*i* et non soi*e*, v. 21 di*st* et non di*t*; pièce 35, v. 3 plu*x* et non plu*s*, v. 10 *me* et non *ne*, v. 54 se*r*ee et non ser*r*ee, v. 93 pen*c*ee et non pen*s*ee; pièce 36, v. 22 ke ne*l* et non ke *ne*, v. 25 p*us* et non p*ues*, v. 29 foi*s* et non foi*x*; Var. de O: v. 1 lire dou*z* non do*u*, v. 11 e*l*e non e*ll*e, fin v. 32 supprimer *n'a*, V^e^ Str. v. 1 (selon Rivière),

pastore non pastoure; pièce 37, v. 10 tous et non touz, v. 13 chansonnete et non chansonete, v. 28 dauant et non devant; pièce 38, v. 45 puis et non pues; pièce 39, v. 14 *doinst* et non *doins*, v. 26 maix et non Mais, v. 28 plux et non plus, v. 34 saueries et non Saveriez; pièce 40, v. 11 famillous et non familleus (la correction exigée par la rime: eus aurait dû être indiquée par l'éditeur); v. 20 tout et non tot, v. 30 douls et non doulz, v. 51 *me* n'existe pas dans C, v. 58 trestout et non trestour, v. 71 *m'aimes* et non *n'aimmes*, v. 92 maix et non mais, Var. de U: v. 6 la mireor non la *un* mireor (*un* ne figure pas dans le ms), v. 10 eyeus qant u. *granz* 1. non eyeus *qu*ant u.l. (*granz* omis par l'éditeur), v. 32 eyous R.i.c. non eyous *e* r.i.c. (*e* ne figure pas dans le ms), v. 33 var. non citée: *qant ie li oi* 1.; pièce 41, v. 17 doneit non donrait, v. 44 respondi (à la rime) et non respondit; pièce 42, v. 12 demonoit et non demenoit, v. 15 *la* goule et non *le* goule, v. 28 biaulteit et non biauteit, v. 41 doucete et non doucette; pièce 43, v. 2 chantz et non chant, v. 10 grixe et non grise, v. 17 cors *ot* gent non cors *et* gent, v. 41 poins et non points.

Pour les neuf pièces du chansonnier U (Saint-Germain-des-Prés, B. N. f. fr. 20050), les corrections suivantes sont nécessaires: pièce 44, v. 12 descendi et non decendi; pièce 45, v. 1 *Qant* et non *Quant*, v. 19 *Qant* et non *Quant*, v. 20 *sa* macue et non *se* macue, v. 40 jusqa et non jusqu'a, v. 70 ottroie et non otroie; pièce 46, v. 50 dist et non dit, v. 54 erbage et non erbaige; pièce 47, v. 7 qui *de* sa b., *de* ne figure pas dans le manuscrit U, v. 9 cuers et non cuer, v. 27 qant et non quant, dans U, on lit *deu* et non *Dieu*, v. 38 amer et non aimer, v. 50 cors et non cor; pièce 48, v. 2 chaingier et non changier, v. 19 diverse et non divers, v. 44 lire *me* mis et non *ne* mis, v. 66 sui et non suis, v. 71 pinkenpot et non pikempot; pièce 49, v. 10 onques et non onkes, v. 24 plaist et non plaiz, un vers entier manque (v. 48): *por Deu soiez m'amie*, la numération des vers pourrait d'ailleurs mettre l'éditeur sur la voie, v. 50 qanques et non quanques (également dans la liste des leçons rejetées, p. 83), v. 54 qant et non quant, v. 58 ele et non elle; pièce 50, v. 1 *la* prime et non *le* prime, v. 2 blanchoeir et non blanchoier, v. 13 voi et non voir, v. 16 *com or* s. et non *comme* s., v. 23 Per et non Par, v. 26 repos et non repose, v. 65 n'*an* et non n'*en*, Var. de P: v. 49 *le* f.; pièce 51, v. 1 En une p. et non En *un* p.; v. 13 marit et non mari, v. 16 *pais* et non *pas*, v. 21 *ki* f. et non *qui* f., v. 61 *fais* et non *fis*, v. 79 *pais* et non *pas*, v. 80 *pais* et non *pas*, v. 83 foit et non *foi* (la correction aurait dû figurer dans l'apparat), v. 84 *ver* et non *vers*, v. 93 *ait* et non *a*, v. 96 mignotemant et non mignotement, Var. de P: v. 53 *se* d. et non *ce* d., Var. de T: v. 3 *une pastourelle*, v. 7 et e. *l'en* faisoit, v. 14 h. e. *tant* k ele s e , v. 18 a *som* bregier, v. 23 *a* la *fontenelle*, v. 25 ke vous *ne* la s., v. 37 *saichies bregerete*, v. 41 aves; et p. 96, l. 19 lire *18* et non *13*: pièce 52, v. 9 cant et non *can*, v. 27 doucemant et non doucement, v. 30 aplotai et non aploitai, v. 31 *don* et non dont, v. 33 cant et non *can*; dans les notices, p. 102, il faut lire: U, f. *170*–170 v°.

Les huit pastourelles suivantes (pièces 53–60) sont conservées dans K (Chansonnier de l'Arsenal No 5198, aup. B. L. F. 63). Les pièces 57, 58 et 60 sont des *unica* de K. Au moment où nous achevons ce compte rendu, paraît l'excellent article de Jean-Marie d'Heur (J.-M. d'Heur, *Pour le texte des pastourelles anonymes en langue d'oïl. Notes sur l'utilisation du «Chansonnier de l'Arsenal» par Bartsch (1870) et Rivière (1975)*; in *Mélanges Pierre Jonin* (Senefiance 7), Aix-en-Provence – Paris 1979, p. 305–333) dans lequel il se propose, avec beaucoup de pertinence, d'examiner sur le vif les deux éditions sur un échantillon de huit pièces. Nous avons vérifié le texte de J.-C. Rivière sur le fac-similé (Pierre Aubry et Alfred Jeanroy, *Le Chansonnier de l'Arsenal. Trouvères du XII^e et XIII^e siècle. Reproduction phototypique*, Paris 1909), comme les 36 derniers feuillets ne sont pas reproduits, nous citerons, pour mémoire, les lectures fautives relevées par J.-M. d'Heur sur l'original pour les trois dernières pastourelles.

Pièce 53, v. 6 lire ele *est* nee (omission du verbe), v. 7 parenz et non parents, v. 7 encore enparentee et non enparenteee, v. 19 voz et non vos, v. 31 *la* p. et non *le* p. (corrections rele-

vées aussi par J.-M. d'Heur, *op. cit.*, p. 313), Var. de NPX: Str. IV: lire *P*, v. 13 c. ce m est molt b.; pièce 54, v. 15 Damoise*l*e et non Damoise*ll*e (d'Heur, *op. cit.*, p. 318), Var. de NPX: P, v. 8 lire d a b. *p(ar)* amors et non d a b. amors, ajouter P, v. 10 ele *out* les e.v., ajouter P, v. 14 a *terre*, corriger P, v. 18 p.v. *proiere* ne m avre*s* d. m., P, v. 28 *p*lanche; pièce 55, v. 2 *voi* et non voi*s*, v. 19 *vous* et non *vos*, v. 38 m'amo*r* et non m'amo*rs*, v. 40 *vous* et non *vos*, v. 41 *que* v. et non *pou* v. (les cinq erreurs de lectures sont aussi soulignées par d'Heur, *op. cit.*, p. 322); pièce 56, v. 6 *vous* et non *vos*, v. 17 t. *i* penseroit et non t. *il* penseroit, v. 19 so*nm*es et non so*mm*es, v. 24 deu*s* tors et non deu*x* tors, v. 30 *vo* plesir et non *vos* plesir (également, confirmées par d'Heur, p. 326); pièce 57, v. 9 dite*z* et non dite*s*, v. 10 co*nme* et non co*me*, v. 11 vo*z* et non vo*s* (aussi relevées par d'Heur, p. 308); pièce 58, les lectures fautives énumérées par J.-M. d'Heur (p. 308–310) sont les suivantes: v. 9 *La* b. et non *la* b., v. 29 *doné* et non *dont*, v. 35 Debo*u*nerement et non Debo*n*nerement, v. 38 chanconet*e* et non chanconet*te*, v. 44 don*rr*ai et non don*r*ai; p. 125, ligne 14, lire Tobler-*Lommatzsch*; pièce 59, (d'Heur, p. 327–328 ne signale pas de faute de lecture pour le manuscrit K) pour les variantes de U (p. 128): au vers 11, ajouter au début du discours direct l'apostrophe *Belle* oubliée par J.-C. Rivière: «*Belle*, car m'ameiz»; Var. de U: v. 1 lei*s* et non lei*z*, v. 5 selo*us* l o d un *amte* et non selo*ns* l o d un *ampte*, v. 9 ma*t*on et non ma*n*ton; pièce 60 (d'Heur, p. 310) v. 8 *vous* et non *vos*, v. 13 *voi* et non *vois*, v. 22 *seur son* non *sour un*.

Du manuscrit N (Paris, B. N. f. fr. 845), l'éditeur a choisi quatre pièces (61–64), dont une seule, le numéro 64, est un *unicum* du chansonnier N; les corrections suivantes doivent être apportées: pièce 61, v. 27 dans le manuscrit, on lit *vi* et non *voi*; pièce 63, v. 32 lire *anor* et non *amor*, v. 36 seroi*z* et non serois; pièce 64, v. 13 lire *et* gardoit (*et* omis et non cité), v. 60 *fet* et non *fait*, v. 67 correction non mentionnée, dans N: *que il*, v. 93 *fet* et non *fait*, v. 99 a. no*u*vele et non no*v*ele.

Du chansonnier X (Paris, B. N. *n. acq.* 1050) (p. 167, il est indiqué par erreur 'B. N. 1050') l'éditeur a retenu les deux pièces 65 et 66. La vérification sur le manuscrit permet une petite correction: pièce 65, v. 29 e*n*bracie et non e*m*bracie; pièce 66, Var. de KNP: Str. I, v. 5 lire N, en chief la b. c. ot m. et non en chief la b. c. *et* ot m. (*et* ne figure pas dans le manuscrit).

Le tome III est le dernier consacré aux pastourelles anonymes, il donne le texte de *a* (Rome, Bibl. Vaticane, Reg. lat. 1490) – pièces 67, 68 et 69 –, de S (Paris, B. N. f. fr. 12581) – pièces 70, 71 et 72 –, de O (Paris, B. N. f. fr. 846) – pièces 73 et 74 – et V (Paris, B. N. f. fr. 24 406) la pièce 75, suivent les Motets anonymes (pièces 76 à 119). Pour les trois pastourelles du chansonnier S, trois *unica*, quelques erreurs de lecture sont à relever: pièce 70, v. 11 vers hypométrique, *fu* du manuscrit a été oublié, il faut lire «plainne *fu* de joie et de grant revel»; pièce 71, v. 2 *jor* et non *jour*, v. 42 *dit* P. et non *dist* P.; pièce 72, v. 6 lire *croi* et non *croit*. Quant au chansonnier O, il y a deux rectifications: pièce 73, v. 29 lire gan*z* et non gan*s*, v. 32 po*nn*ee et non po*n*ee. Le chansonnier V conserve une pièce, c'est un *unicum* de V; il faut corriger l'édition de Rivière sur deux points: pièce 75, v. 11, vers hypométrique, le manuscrit a: *de* devant, il faut donc lire «son chainse par de devant»; v. 16 lire couar*s* et non couar*d*.

Jean-Claude Rivière édite à la suite des pastourelles anonymes 42 motets, dont 33 sont conservés dans le manuscrit H 196 de la Faculté de Médecine de Montpellier (16 sont des *unica* de Mp), 6 dans M et T, un dans le chansonnier «La Clayette», 2 dans le chansonnier de Bamberg.

Nous avons vérifié le texte des pièces 76 à 108 d'après l'excellente reproduction phototypique du manuscrit H 196 de la Faculté de Médecine de Montpellier due aux soins d'Yvonne Rokseth (t. 1, Paris 1935). Il faut corriger les points suivants du texte: pièce 78, v. 3 lire *Delés* non *Dalés*, v. 5 le manuscrit donne: gai 7 *de* fier, correction non notée par l'éditeur, v. 13 *voz* et non *vous;* pièce 79, v. 8 chantan*s* et non chantan*t*; pièce 80, v. 3 trov*e*i et non trov*a*i, v. 5 le manuscrit a: et si *se* dementoit (*se* omis par l'éditeur), v. 15 parti*s* et non parti*;* pièce 81,

v. 2 flour*e*te et non flour*ette*, v. 6 am*our*ete et non am*o*rete, v. 8 cueill*ier* et non cueill*ir*, v. 9 *pucele* et non *pucelete*, v. 21 joliv*e*te et non joliv*ette*, v. 28 *itant* et non *atant*, v. 38 *pour* et non *por*, v. 40 *por* et non *pour*; pièce 82, v. 8 amour*e*te et non amour*ette*, v. 10 Regr*e*te et non Regr*ette*; pièce 83, v. 4 *tens* et non *tans*, v. 14 *He* et non *E*, v. 16 *q'om* et non *q'on*, v. 22 encontr*ée* et non encontr*é*, v. 25 G'ir*ai* et non G'ir*oie*; pièce 84, v. 1 *alons* et non *alo*n, v. 17 *maus* et non *mau*; pièce 85, v. 1 on lit plutôt *praerie*, semble-t-il, que *praierie*, v. 19 enve*r* et non enve*rs*; pièce 87, v. 10 *biaus* et non *biau*; pièce 90, v. 3 lire: *menant joie et grant revel* (m. *grant* joie et g. r. est fautif); pièce 91, v. 15 *li* plesoit et non *il* plesoit, v. 21 m'*asis* et non m'*assis*, v. 22 *li* ai et non *lui* ai, v. 26 *bel* et non *nel*, la pièce continue, d'ailleurs Gaston Raynaud, *Recueil de Motets français des XII^e et XIII^e siècles*, Paris 1881, t. 1, p. 120, donne le texte (identique à celui du manuscrit, fol. 186):

«Bele, vos donrai Se pour moi laissiés vostre pastor En criant: «Hai, hai!» Respont «Non ferai N'ai cure de fause amor: Ja pour soulleirs pains a flor, Robechon ne guerpirai Ainz l'aim et l'amerai.»

Pièce 93, Variantes de T, v. 10 a. m. n atouchies *vous* ja; pièce 94, v. 16 lire Diex! *Dex*! et non Diex! *Diex*!; pièce 95, v. 6 aloi*t* et non aloi*e*; pièce 97, v. 5 oisiau*s* et non oisiau*x*, v. 20 Veez la *ma* douce amie et non Veez la douce amie (omission de *ma*), v. 22 rian*s* et non rian*z*; pièce 98, v. 1 le manuscrit donne comme premier vers: *Hier main chevauchoie*, dans la marge, d'une autre main, on lit: *toz seu...*; pièce 103, v. 13 lire *perdu* et non *perdi*, Notice 1) lire Mp. f. 297–*298–298v°*; pièce 104, v. 2 chevauchoi*e* et non chevauchoi*s*, v. 12 *erroment* et non *erremment*, v. 14 conqui*s* et non conqu*i*, Notice 1) lire Mp. f. 297–*298*; pièce 105, v. 9 *k*'autre et non *qu*'autre; pièce 106, v. 2 Estievene*t* et non Estievené*s*, v. 15 B*ier*taus et non B*er*taus; pièce 107, v. 4 o. *si* doucement chanter et non o. doucement chanter (omission de *si*), v. 5 *eus miex* et non *eux mieux;* pièce 108, v. 5 Robin*s* et non Robi*n*.

Le Chansonnier T (Paris, B. N. f. fr. 12615) conserve cinq motets édités par Jean-Claude Rivière (pièces 109–113), dont trois sont des *unica*. Après vérifications du manuscrit original, quelques corrections doivent être apportées au texte: pièce 109, après le vers 12, T répète *venes ent en ma (con) tree* (non mentionné par l'éditeur); Variantes de M, v. 7 lire *cortoise sage et senee* et non cortoise *et* sage et senee (*et* ne figure pas dans M), ajouter pour les variantes de M: v. 10 si *la* s.; pièce 111, v. 8 lire ne *m*'en dist mot et non ne *l*'en dist mot, le premier éditeur de la pièce, Karl Bartsch, avait d'ailleurs déjà la bonne leçon; pièce 112, v. 13 lire *Diex* et non *Dieux*. La pièce 114 est un unicum de M («Chansonnier du Roi», Paris, B. N. f. fr. 844), il faut corriger un mot: v. 10 lire past*our*ele et non past*o*rele.

Le Chansonnier de Bamberg conserve deux *unica* (pièces 116 et 117), l'examen du manuscrit permet de retoucher le texte en plusieurs points: pièce 116, v. 2 une a*n*journee (correction non citée par l'éditeur), v. 3 lire past*our*ele et non past*o*rele, v. 14 *vo* et non *vos*, v. 17 *riens* et non *rien*, v. 22 *aimme* et non *aime*; pièce 117, v. 14–15 le manuscrit a: chapel *sa sa* cote (correction exigée et non mentionnée dans les leçons rejetées), v. 16 esta*n*pie et non esta*m*pie.

Nous n'épiloguerons pas sur la fidélité du texte de J.-C. Rivière par rapport aux manuscrits, certaines corrections à apporter peuvent sembler des broutilles, ce ne sont que des variantes graphiques, d'autres, au contraire, sont des variantes significatives ou omissions de vers entiers et influencent directement le sens et la structure métrique, et au moins deux fois, la structure strophique des pastourelles éditées. Ces réserves émises, nous nous devons de souligner un point très positif des ouvrages de Rivière: l'accent mis sur l'étude formelle; particulièrement certains tableaux du tome III méritent de retenir l'attention des médiévistes préoccupés par les problèmes de métrique dans la poésie lyrique non courtoise.

Le tableau I (t. III, p. 103) établit une répartition entre pastourelles classiques et pastourelles objectives. Le tableau II (p. 103) donne la répartition des pièces par manuscrit de base; le tableau III (p. 103) la répartition des pièces par famille de manuscrits (à l'exclusion des

motets); le tableau IV (p. 104–106) la répartition des pièces dans les différents manuscrits. Le tableau V (p. 107) établit une classification selon la structure formelle (ballettes, lai, motets, chansons); les pièces non mentionnées sont celles pour lesquelles il a été impossible de définir avec précision le genre auxquelles elles se rattachent. Le tableau VI (p. 108) donne une classification des pièces d'après le type fondamental de strophe qu'elles ont utilisé. Le tableau VII (p. 109) indique le nombre de strophes par pièce. Le tableau VIII (p. 110) énumère les enchaînements strophiques; le tableaux IX (p. 111) les principales combinaisons métriques pour les strophes isométriques et pour les strophes hétérométriques. Le tableau X (p. 112) propose une classification des pièces comportant des refrains (pastourelles à refrain et pastourelles avec refrains). Le tableau XI (p. 113–114) donne les correspondances des numéros de l'édition Rivière avec ceux de l'édition Bartsch et le tableau XII (p. 114) les correspondances des numéros de l'édition Rivière et ceux de l'édition Raynaud. Il faut rectifier (p. 114, ligne 8: Recueil *de* Motets français des XII^{e} et XIII^{e} siècles). Le tableau XIII (p. 115–119) dresse la liste des pièces selon l'ordre alphabétique des rimes; le tableau XIV (p. 120–126) celle des refrains. Le tableau XV (p. 127–131) présente la table des rimes et le tableau XVI (p. 131) celle des assonances. Le dernier tableau XVII (p. 132–135) suggèrera certainement plusieurs études et remarques linguistiques, il donne la liste des «rimes imparfaites». Les glossaires occupent les pages 137–166 (Noms communs) et 167–169 (Noms propres). Jean-Claude Rivière donna des preuves de sa maîtrise lexicologique de textes de poésie populaire en 1972 déjà, lorsqu'il publia un article intitulé *Remarques sur le vocabulaire des pastourelles anonymes françaises du XII^{e} et du XIII^{e} siècle*, *RLiR 3* (1972), 384–400 – le titre ne figure d'ailleurs pas dans la bibliographie du tome 1 – dans lequel il releva un certain nombre de mots rares et d'interprétation difficile. Entre 1972 et 1976, l'auteur corrigea quelques données, par exemple: *Chine* (art. cité, p. 397) devient dans le glossaire (p. 137) *Achine* (:échine, pièce XXXIII, 57); *Nanoit* (p. 398) devient *Anoit* (Anoy, Anoi: aulnaie, pièces XXI, 2; XXII, 10; XXIX, 11, 23 – glossaire, p. 139); *Erbe de plor, pinnetor* (p. 399 et p. 158 dans le glossaire) demeure jusqu'à ce jour totalement inintelligibles. *Abecellaire* (glossaire, p. 137) doit renvoyer à ce mot et non comme fautivement imprimé (I, p. 76) *la becellaire*.

La vieille édition des pastourelles de Karl Bartsch doit-elle être définitivement jetée aux oubliettes? Comparons, au hasard, deux pièces, *unica* de U; confrontons le texte de Karl Bartsch et de Jean-Claude Rivière au manuscrit de Saint-Germain-des-Prés (Paris, B. N. f. fr. 20050), U.

Exemple 1: *Quant pert la froidure*, U, fol. 46v-47. Edition K. Bartsch: pièce II, 19, p. 130–132 + notes p. 365 (B). Edition J.-C. Rivière: pièce 45, tome II, p. 66–70 (R). Vers 1, ms: *Qant* – B: *Quant* – R: *Quant*. Vers 19, ms: *Qant* – B: *Qant* – R: *Quant*. Vers 20, ms: *sa m.* – B: *sa m.* – R: *se m.* Vers 40, ms: *iusqa* – B: *jusqu'a* – R: *jusqu'a*. Vers 70, ms: *ottroie* – B: *ottroie* – R: *otroie*. Le manuscrit donne chaque fois *mlt'*, transcris par *mult* chez B et par *molt* chez R (Vers 29, 38, 43, 50, 82); B se distance du manuscrit, mais les notes (p. 365) permettent de reconstituer l'original (vers 18, 37, 64, 65, 69 [correction de l'éditeur nécessaire, vers hypermétrique], 73 [correction nécessaire pour la rime et le sens], 76). R intervient aux vers 69 et 73 (même correction que B); le vers 69 (ms: *fis e ele sescrie*) est édité ainsi chez B: *fis, et el s'escrie* et chez R: *fis, ele s'escrie*. Admettant que les variantes graphiques *qu/q* sont insignifiantes, il faut constater que le texte de R diverge en plus deux fois du manuscrit U (Vers 20 *se* et 40 *otroie*).

Exemple 2: *Je me chevalchoie*, U, fol. 47–47v. B: II, 20, p. 132–134 + notes p. 365–366. R: pièce 46, tome II, p. 71–73.

Le texte de B diverge une seule fois du manuscrit U: vers 49 (= vers 53 de l'édition Rivière) *sovant* pour *sovent*. Le texte de R diverge deux fois du manuscrit U: Vers 50 (= vers 46 de l'édition Bartsch) *dit* pour *dist* et vers 54 (= v. 50 B) *erbaige* pour *erbage*. La remarque

faite à propos des notes de Bartsch dans l'exemple 1 est également valable ici. Nous ne nous permettrons pas de conclure hâtivement sur ces deux exemples, cependant, de nombreux sondages permettent d'affirmer que les textes de Karl Bartsch (accompagnés des notes succinctes mais essentielles), bien qu'ils ne soient pas toujours exempts de fautes de lecture, reproduisent, en général, plus fidèlement le texte des manuscrits. La lecture des manuscrits par Jean-Claude Rivière est loin d'être inattaquable, mais l'effort de celui-ci se situe surtout sur le plan de la recherche formelle, et cette nouvelle édition des pastourelles anonymes marque un progrès par rapport à celle de K. Bartsch – malgré les réserves formulées – par son analyse des formes métriques et la présence des glossaires. Si Jean-Claude Rivière voulait rédiger scrupuleusement un *errata* afin d'éliminer les fautes de lectures (non-respect des graphies, omissions non mentionnées, variantes inexactes, etc.) dont son édition est entachée, alors nous pourrions utiliser sans trop d'hésitations et de réticences ce nouvel instrument de travail si attendu par les médiévistes et les historiens de la littérature.

Marie-Claire Gérard-Zai

★

YVAN G. LEPAGE, *Les rédactions en vers du Couronnement de Louis*. Edition avec une introduction et des notes, par Y. G. L., Paris–Genève (Droz) 1978, XXX+524 p. *(Textes littéraires français)*.

Cette œuvre solide et soigneuse commence par un compte-rendu bibliographique[1]. Suit la description des manuscrits représentant différentes rédactions (AB, C et D, cette dernière étant une version fort réduite), basée en principe sur le classement d'E. Langlois (éd. S.A.T.F. 1888, p. CXXVII–CXL) que l'auteur corrige à l'aide d'études postérieures[2]. On fait remonter le texte primitif à l'an 1150 environ, mais les mss. les plus anciens (c.-à-d. le groupe A de la réd. AB et ceux de la réd. C) ne datent que du XIII[e] s. Tous les mss. donnent d'ailleurs plusieurs chansons du cycle de Guillaume, même au delà de celles *(Cor. Lo.*, le *Charroi de Nimes* et la *Prise d'Orange)* qui font partie du premier noyau cyclique. On a donc partout affaire à une tradition développée. – Les éditions de Langlois (S.A.T.F., 1888 et C.F.M.A. 1920, 2[e] éd. 1925), établies selon les principes de Lachmann, se fondent sur la famille A; elles présentent le texte de D en appendice et ne donnent que des fragments de la réd. C. Un fragment de la réd. C (le «fragment de Mulhouse») a été publié par E. Hoepffner (*R 61* [1935], 90–94).

L'édition synoptique de Lepage, dans laquelle la rédaction AB figure sur les pages de droite et la rédaction C sur celles de gauche et en regard du texte AB, se base d'une part sur le ms. A2 et de l'autre sur le ms. C. Les leçons rejetées du ms.-base et les variantes des rédactions respectives figurent en bas de page, les *variae lectiones* des groupes A et B étant disposés en deux alinéas séparés. – Deux passages de la réd. C ont cependant été relégués en appendices I et II; c'est une question de goût sans doute, je les aurais admis dans le texte même, où on ne trouve maintenant (p. 54 et p. 396) qu'un renvoi à ces appendices. – L'appendice III donne le texte de D. L'édition est enrichie de notes explicatives, d'un glossaire soigneux et d'une table des noms propres qui rend compte des variantes également. Le livre se termine par une concordance entre la réd. AB et l'éd. de Langlois.

[1] Pour les travaux et articles antérieurs à 1965, l'auteur renvoie aux études de J. FRAPPIER. – L'auteur n'a pas pu citer les contributions présentées au VII[e] Congrès International de la Société Rencesvals en 1976; en effet, les *Actes* de ce congrès n'ont été publiés qu'en 1978 *(Bibl. de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Univ. de Liège, Fasc. CCXXV)*.

[2] Notamment M. TYSSENS, *La Geste de Guillaume d'Orange dans les mss. cycliques*, Paris (Les

L'idée est bonne et le travail de détail est soigné. Les textes sont faciles à comprendre; j'écrirais cependant, p. ex.:

p. 60: C 160 sqq.: Ves chi Saint Piere qui des armes est garde;
Se por lui fais hui, sire, vasselage,
Car pues mengier et[3] le jor c'om pena*nch*e

(«tu peux manger de la viande même les jours où l'on observe [le régime de] la pénitence»; Lepage écrit *compenage*, mais ce mot *compenage* [v. T-L sous *companage*] ne rend pas le texte compréhensible)

Et feme prendre tant com il t'est corage!
Ne feras mes pecié qui tant soit aspre
– Se tant pues faire de traïson te garde! –
Toz soies quites a trestot ton eage;

le pape promet au comte Guillaume une absolution plénière de tous les péchés possibles (à l'exception peut-être de la trahison), pourvu qu'il défende la Sainte Eglise. – Je prends donc *penage* pour une graphie de *penache* (au sujet de la variation d'*-age* et d'*-ache* dans l'aire picarde, v. p. ex. Gossen, *Skriptast.*, p. 207); la forme *penache* postulée pour le ms.-modèle serait une faute de scribe pour *penanche*, forme picarde de *penance*. Selon moi, il s'agit ici d'une première attestation du verbe *penancer*, cité par le *FEW IX*, p. 119b pour l'époque moderne seulement: «Chatbr. *penancer* 'faire de mauvaise cuisine'», pourtant, si l'on considère les dérivés *penanceresse* (Tournai 1354) et *penancerie* (XV^{e} s.) l'existence du verbe – dérivé de *penance* 'pénitence' – apparaît comme parfaitement possible, et même probable dès le Moyen Âge;

p. 72 C 249 lire: Ains les pendés a un arbre [*de*] fustage;

p. 76 C 268 lire: Entre les iex ot *de mi* un grant piet
(*mi* 'espace qui se trouve au milieu', donc: 'les yeux étaient à un bon pied l'un de l'autre'. Lepage écrit *demi*).

p. 380 C 2373 Quant j'avrai mort cestui et recreant
reste énigmatique; la phrase normale et rolandienne est *rendre mort et recreant*.

L'édition synoptique permettra à chaque lecteur de choisir la rédaction qui lui plaît le mieux. Malgré sa fin abrupte, la rédaction C, dont nous avons ici l'*editio princeps*, donne une histoire cohérente et bien menée. La cause du pèlerinage de Guillaume est une attaque des Sarrasins d'après C (v. p. 50–52), et d'après AB un ancien voeu dont on ne raconte pas les circonstances (p. 37). Les additions d'AB (ou les vers omis par la réd. C) ne développent guère l'histoire et répètent souvent les mots qui ont déjà figuré dans la laisse, p. ex.:

p. 7 27 ... tort (23 tort)
p. 9 39 ... mes (34 mes)
p. 17 84 ... loiers (80 loier)

cf. aussi p. 63 415 Entre ses poinz un roit espié qui taille et
421 Et fort espié et espee qui taille

La teneur de C est bien des fois supérieure à celle d'AB, p. ex.:

Belles-Lettres) 1967 (*ibid.* CLXXVIII).

[3] Au sujet de *et*, voir mon éd. du Végèce de Jean de Meun (1977), p. 57.

p. 102–3 C 464 Toz les fesistes au deluge finer
N'en escapa fors seulement Noé,

AB 716 Toz les feistes en l'arche definer
Par le deluge, ce fu la verité
N'en eschapa seulement que Noé;

p. 104–5 C 477 Sainte Anestase qui vos i vint lever
(d'après la légende Ste A. assista à la naissance de Jésus-Christ),

AB 730 Sainte Anastase vos feïstes lever;

p. 210–11 C 1172 N'est mie povres qui a plenté d'amis
(bien placé après la rencontre de Guillaume et de ses neveux),

AB 1470 Tant buer fu nez qui planté a d'amis
(moins bien placé après la rencontre du pèlerin que G. ne connaissait pas).

Mais n'anticipons pas. Le lecteur jugera lui-même. Nous lui promettons beaucoup de plaisir et nous savons gré à M. Lepage de son excellente édition.

Leena Löfstedt

★

Etudes de syntaxe du moyen français. Colloque organisé par le Centre d'Analyse Syntaxique de l'Université de Metz et par le Centre de Recherche pour un Trésor de la langue française (C. N. R. S., Nancy), Actes publiés par ROBERT MARTIN, Paris (Klincksieck) 1978, 193 p. *(Recherches linguistiques 4)*.

Das Kolloquium, dessen Akten ich hier bespreche, fand 1976 in Metz statt und war bereits das zweite seiner Art. Die Akten eines weiteren Kolloquiums über mittelfranzösische Studien, das 1978 in Bruxelles stattfand, werde ich ebenfalls in dieser Zeitschrift besprechen. Die Häufigkeit dieser Kolloquien ist ein Zeichen für die beachtliche wissenschaftliche Aktivität, die neuerdings auf dem Gebiete des Mittelfranzösischen zu beobachten ist. Bislang war das 14. und 15. Jahrhundert ohne Zweifel die am wenigsten erforschte Periode der französischen Sprachgeschichte, und man darf wohl annehmen, daß ihre nunmehrige Attraktivität zum Teil gerade daher rührt, daß es hier noch Neuland zu entdecken gibt.

Die vorliegenden Kongreßakten enthalten neben dem Text von zehn Vorträgen die Begrüßungsansprache von Paul Imbs (p. 9–12), ein weiteres Referat von André Lanly über den Beitrag, den die Dialektologie zum Verständnis alt- und mittelfranzösischer Texte in lexikalischer Hinsicht leisten kann (p. 173–181), ferner die Berichterstattung über eine Sitzung, die dem Informationsaustausch der Teilnehmer über laufende Forschungsprojekte diente (p. 183–188)[1]. Eines dieser Forschungsprojekte wird zum Schluß noch etwas ausführ-

[1] Die meisten der angekündigten Arbeiten sind offenbar noch nicht erschienen. Bekannt ist mir einzig die Publikation folgender Werke: CHRISTIANE MARCHELLO-NIZIA, *Histoire de la langue française aux XIV^e et XV^e siècles*, Paris 1979; EDELTRAUD WERNER, *Die Verbalperiphrase im Mittelfranzösischen.* Eine semantisch-syntaktische Analyse, Frankfurt/M.–Bern 1980 *(Studia Romanica et Linguistica 11)*; ROBERT MARTIN / MARC WILMET, *Manuel du français du moyen âge, 2. Syntaxe du moyen français*, Bordeaux 1980.

licher dargestellt (Gilles Roques et Noël Musso, *Etude du vocabulaire de Guillaume de Machaut: Projet d'un lexique de ses oeuvres*, p. 189–192).

Die ersten sieben Referate waren ausgesprochen kurz (7–8 Seiten ohne Fußnoten und Diskussion). Wahrscheinlich war die Redezeit beschränkt. Leider habe ich den Eindruck, daß sich diese Kürze zumeist eher negativ ausgewirkt hat, enttäuschen doch die meisten dieser Kurzreferate, wobei man nie recht weiß, ob der Autor wirklich nicht mehr zu sagen hatte oder ob ihm dazu bloß die Zeit fehlte. Recht skizzenhaft bleibt so der Beitrag von Hubert Bausch (*La construction absolue des formes en «-ant»*, p. 13–21), in der er zeigt, daß die absolute Konstruktionder *-ant-* Formen («Moy estant ainsi eschaufée, je me desboutonnoye.») im Mfr. häufiger ist, als man bisher annahm.

Nicht über allgemeine Erwägungen hinaus gelangt vollends der Artikel von Pierre Demarolles (*Réflexions préliminaires à une tentative de description de la syntaxe de Villon dans le «Testament»*, p. 23–31). Dagegen steuert Christiane Marchello-Nizia (*Un problème de linguistique textuelle: La classe des éléments joncteurs de propositions*, p. 33–42) den insgesamt wohl originellsten Beitrag zu diesen Akten bei. Sie befaßt sich mit der Interpunktion mittelalterlicher Texte, einem bisher völlig vernachlässigten Kapitel. In allen modernen Editionen stammt bekanntlich die Interpunktion vom Herausgeber. Nach der Verfasserin weisen aber rund die Hälfte aller Prosamanuskripte des ausgehenden Mittelalters eine Interpunktion auf, die es quantitativ mit der heutigen aufnehmen kann, während einige wenige Handschriften sogar weit über das heutige Maß hinaus interpungieren. Auch versucht die Verfasserin zu zeigen, daß die mittelalterliche Interpunktion längst nicht so irrational ist, wie man ihr dies üblicherweise unterstellt.

Eine sehr subtile Untersuchung ist auch diejenige von Ludo Melis (*Le fonctionnement textuel de «pour ce» et «pourquoy»*, p. 43–53) über den Gebrauch von *pour ce* und *pourquoy*. Beide Elemente dienen der logischen Verknüpfung und wären als synonym zu betrachten. Während *pourquoy* jedoch eine Art Nebensatz einführt, dient *pour ce* der Koordination.

Als einzige befaßt sich Hélène Naïs (*Etude sur le pronom personnel réfléchi*, p. 55–62) mit dem 16. Jahrhundert, das ja ebenfalls zur mittelfranzösischen Periode gerechnet wird. Sie untersucht dabei den Gebrauch des betonten Pronomens *soy* vor dem Infinitiv («L'Autheur susdict supplie les lecteurs benevols soy reserver à rire au soixante et dishuytieme Livre.») und sogar vor dem konjugierten Verb bei François Rabelais. Sie weist den archaischen Charakter dieses Sprachgebrauchs nach.

Zwei Artikel befassen sich mit dem Nominalsyntagma. Bei Rika van Deyck (*La syntaxe du numéral cardinal dans la langue de François Villon*, p. 63–72) geht es um die Stellung des Zahlworts unter den Prädeterminanten des Substantivs und um seine spezifische Funktion innerhalb des Nominalsyntagmas. Ihre Schlußfolgerung – «L'essence du numéral cardinal nous apparaît comme la précision de la teneur du singulier et du pluriel.» (p. 69) – ist sicher richtig, scheint mir aber nicht gerade originell. Allgemeinerer Natur ist dagegen der Beitrag von Theo Venckeleer (*La constitution des syntagmes nominaux dans le Roman de Jehan de Paris*, p. 73–81). Was die Stellung der Prädeterminanten betrifft, so stellt er keine entscheidenden Unterschiede zum Modernfranzösischen fest. Sehr wichtig scheint mir seine Bemerkung, daß nur semantisch nahestehende Nominalgruppen mit einer Konjunktion verknüpft werden können, doch auch hier muß man bedauern, daß sich dieses Thema auf einer einzigen Seite nicht angemessen behandeln läßt.

Über wesentlich mehr Raum verfügen die letzten drei Autoren, was ihnen erlaubt, zusammenhängende Theorien zu entwickeln. Marc Wilmets Beitrag (*Sur certains emplois de «que» en moyen français*, p. 83–110) enthält zunächst eine Reihe von wertvollen Bemerkungen zu einzelnen Konstruktionen. Wilmet, dessen Herkunft vom Guillaumismus bekannt ist, versucht dann aber die vielfältigen Funktionen von *que*, die im Mfr. noch vielfältiger waren

als heute, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Er nimmt dabei an, daß *que* grundsätzlich fünf Funktionen zukommen, die jeweils aktualisiert oder auch neutralisiert werden können. Diese fünf Funktionen sind:

«Fonction *a: Que* est le représentant de son antécédent [...].
Fonction *b: Que* assume un rôle actanciel au sein de la proposition [...].
Fonction *c: Que* opère une ligature entre deux termes [...].
Fonction *d: Que* translate un énoncé propositionnel [...].
Fonction *e: Que* est doté d'un sémantisme abstrait – en principe réduit aux trois indices lexicaux d'indéfini, de patient et d'inanimé – que l'antécédent se charge d'étoffer [...] ou de neutraliser. (p. 89)».

Diese fünf Funktionen lassen sich beliebig kombinieren, wobei einzig der Fall ausgeschlossen ist, daß *que* zugleich Aktant (Funktion *b*) ist und keine semantische Funktion (*e*) besitzt. Es ergeben sich damit 24 Kombinationsmöglichkeiten, die nach Wilmet allesamt irgendwann in der Geschichte der französischen Sprache genutzt worden wären.

Es handelt sich insgesamt um einen sehr interessanten und anregenden Versuch, der aber noch verschiedene Fragen aufwirft. So ist es nicht zu übersehen, daß nicht alle fünf Funktionen gleich gut definiert sind. Funktionen *a*, *b* und *d* sind durch den traditionellen Begriff der Antezedenz, sowie durch Tesnières Definitionen von *actant* und *translation* klar festgelegt. Recht vage definiert erscheint mir dagegen die semantische Funktion *e* und auch die Funktion *c*, denn der Begriff der «Ligatur» wird nirgends präzisiert. Aus dem weitern Text geht immerhin hervor, daß im explikativen (prädikativen) Relativsatz keine «Ligatur» vorliegt, dagegen aber im determinativen. «Ligatur» ohne Translation läge sodann bei den «Cleft-Sätzen» *(C'est le père Noël que j'ai vu.)* vor. Das ist ein interessanter Vorschlag – besonders, wenn man an die Schwierigkeiten denkt, denen Marie-Louise Moreau[2] bei der Beschreibung dieser Sätze begegnete – doch bedürfte sie einer eingehenderen Begründung. Im einzelnen vermag mich Wilmets Klassifikation jedenfalls nicht immer zu überzeugen. So interpretiert er beispielsweise *que* in *Sûrement qu'il a gros eu sur le cœur* als «représentant pur et simple». Wir hätten es also mit einer Art von Extraposition zu tun, bei welcher *que* in etwa die gleiche Funktion innehätte wie *il* in *Pierre, il est venu*. Dies ist zumindest nicht die einzige mögliche Interpretation. Lucien Tesnière behandelt ähnliche Fälle als Adverbialsätze[3], und auch ich würde meinen, daß wir es mit einem gewöhnlichen *que*-Satz zu tun haben, der ganz einfach vom Satzadverb abhängt. Dafür spricht auch, daß der genannte Satz äquivalent ist mit *Il est sûr qu'il a gros eu sur le cœur*. Anregend ist Wilmets Versuch aber auf jeden Fall.

Peter Wunderlis Beitrag (*Les structures du possessif en moyen français*, p. 111–152) ist trotz seiner Länge von außerordentlicher Dichte. Man hätte daraus sehr gut gleich zwei Artikel machen können, besteht er doch aus zwei recht unterschiedlichen Teilen. Der erste Teil befaßt sich mit dem sehr heikeln Problem, welchen syntaktischen Kategorien die Possessiva angehören. Was die betonte Form (*mien*, *tien*, etc.) betrifft, so betrachtet sie Wunderli als Adjektiv. Das substantivische *le mien*, *le tien*, etc. wäre als Translation ersten Grades mit dem bestimmten Artikel als Translativ zu betrachten. Diese Interpretation ist zumindest für das Alt- und Mittelfranzösische sehr einleuchtend, hatte doch früher das betonte Possessivum noch mehr Funktionen als heute. So konnte es das Substantiv determinieren, meistens zusammen mit dem bestimmten oder unbestimmten Artikel, und kam auch in Wendungen wie *estre mien* vor.

[2] Marie-Louise Moreau, *C'est*. Etude de syntaxe transformationnelle, Mons 1976: Die Verfasserin diskutiert nicht weniger als 8 transformationelle Herleitungen der «phrases clivées» (cleft-sentences) und sogar deren 10 für die «phrases pseudo-clivées» (pseudo-cleft-sentences).

[3] Lucien Tesnière, *Eléments de syntaxe structurale*, Paris ²1966, chapitre 77.

Die unbetonte Form betrachtet Wunderli dagegen im Modernfranzösischen als Artikel, da sie mit dem Artikel in komplementärer Distribution steht. Dies war im Alt- und Mittelfranzösischen noch nicht der Fall, verband sich doch der Artikel gelegentlich mit einem unbetonten Possessivum: *Une m'amie ai conneüe / Que je cuidoie avoir perdue* (Marie de France, zit. p. 118). Deshalb glaubt Wunderli, daß das Possessivum im älteren Französischen noch die Funktion eines Adjektivs hatte, wobei das unbetonte Possessivum seinerseits die Eigenschaft gehabt hätte, die Verwendung des Artikels überflüssig zu machen. Letzteres ist im Rahmen der ältern Syntax durchaus denkbar. Allerdings scheint mir Wunderli eine sehr naheliegende andere Lösung zu übersehen. Sollte man das unbetonte Possessivum des Modernfranzösischen nicht als *Amalgam* verstehen, das die Funktion der «Besitzanzeige» mit derjenigen des bestimmten Artikels kumuliert? Für diese Annahme würde auch die Aequivalenz von *il est interdit d'empêcher son fonctionnement* und *il est interdit d'en empêcher le fonctionnement* sprechen[4].

Im zweiten Teil stellt Wunderli eine binäre Klassifikation der Possessiva im Mittelfranzösischen auf. Die von ihm vorgeschlagenen Lösungen sind im allgemeinen gut begründet und überzeugend. Einzig seiner Behandlung der drei Personen vermag ich nicht zuzustimmen. Wunderli zieht die erste Trennlinie zwischen der ersten und den beiden folgenden Personen. Mir scheint es sinnvoller, die ersten beiden Personen auf die eine, die dritte auf die andere Seite zu stellen, also primär zwischen Gesprächsteilnehmern und Nicht-Gesprächsteilnehmern zu unterscheiden. Die dritte Person unterscheidet sich nämlich von den beiden andern durch zwei wichtige strukturelle Eigenschaften:

1) Einzig die dritte Person hat einen Plural; *nous* ist bekanntlich nicht die Mehrzahl von *je*, denn es gibt immer nur ein «ich», und *vous* kann ebensogut *tu* + *il* wie *tu* + *tu* sein[5].
2) Nur die dritte «Person» kann auch unbelebte Objekte bezeichnen[6].

Den Abschluß bildet die Arbeit von Wiecher Zwanenburg (*L'ordre des mots en français médiéval*, p. 153–171). Dieser untersucht an einem umfangreichern Material eine These, die er bereits früher aufgestellt hatte. Danach wäre die einzige wesentliche Änderung, die um 1300 in der Wortstellung eingetreten wäre, diejenige, daß eine Präpositionalphrase in der ersten Position des Satzes nicht mehr notwendigerweise die Inversion des Subjektspronomens bewirkte[7]. Er hat sicher recht, wenn er annimmt, daß dies nichts mit dem Untergang des Zweikasussystems zu tun hat, sondern sich eher daraus erklärt, daß zu jener Zeit das Subjektspronomen zunehmend den Charakter eines Klitikums annahm. Zwanenburg ist der einzige an diesem Kolloquium, der seine Theorie generativ-transformationell zu formulieren sucht. Er kommt dabei zum Schluß, daß die Wortfolge in der Tiefenstruktur des Afr. S–V–O und nicht S–O–V sein müsse, wie man das für das Niederländische und das Deutsche vorgeschlagen hat.

[4] Die Ausnahmen in der mittelalterlichen Syntax wären natürlich als Fälle von *décumul* zu interpretieren.

[5] Die *Grammaire fonctionnelle du français*, sous la direction d'André Martinet, Paris 1979, bezeichnet *nous* als 4. und *vous* als 5. Person und betrachtet einzig *ils*, *elles* als Plural der 3. Person.

[6] Emile Benveniste sprach bekanntlich sogar von einer «non-personne». Es erstaunt im übrigen, daß Wunderli, dessen Artikel in bibliographischer Hinsicht sonst hervorragend dokumentiert ist, die grundlegenden Artikel von Emile Benveniste (*Structure des relations de personne dans le verbe* und *La nature des pronoms*, in: *Problèmes de linguistique générale*, vol. I, Paris 1966, p. 225–236, 251–257) nirgends erwähnt.

[7] Nach Antonij Dees, *Atlas des formes et des constructions des chartes françaises du 13e siècle*, Tübingen 1980 *(Beih. ZRPh. 178)*, cartes 280, 281, 282, ist die Inversion des Subjektspronomens nach einem vorangestellten andern Satzglied in den Urkunden des 13. Jahrhundert vielmehr ein Charakteristikum des Nordostens.

Gerade dieser letzte Beitrag zeigt, daß der linguistische Methodenstreit der letzten Jahre die mittelfranzösischen Studien nicht unberührt gelassen hat. Er stand bei diesem Kolloquium aber keineswegs im Vordergrund. Die meisten Autoren verhalten sich ausgesprochen eklektisch. Nach wie vor kommt Gustave Guillaume, dessen Theorien die altfranzösische Syntaxforschung nachhaltig beeinflußt haben, eine wichtige Rolle zu. Daneben sind aber auch Einflüsse von Lucien Tesnières Dependenzgrammatik zu spüren.

Jakob Wüest

★

Sémantique Lexicale et Sémantique Grammaticale en Moyen Français. Colloque organisé par le Centre d'Etudes Linguistiques et Littéraires de la Vrije Universiteit Brussel (28–29 septembre 1978). Actes publiés par MARC WILMET, Brussel (V. U. B. Centrum voor Taal- en Literatuurwetenschap) o. D., 338 p.

Inhaltlich erreichte das mittelfranzösische Kolloquium von Brüssel bei weitem nicht die Geschlossenheit, welche das Kolloquium von Metz zwei Jahre zuvor ausgezeichnet hatte. Geht man vom gestellten Thema «Sémantique lexicale et sémantique grammaticale en moyen français» aus, so haben sich eigentlich nur Georges Lavis und Ludo Melis, teilweise allenfalls noch Peter Wunderli, an dieses Thema gehalten. Die ersten vier Referate waren zum vornherein als allgemeine Orientierung über literarisch-philologische Nachbargebiete gedacht. Die restlichen Vorträge waren syntaktischen Themen gewidmet. Offenbar bildet die Syntax, die bereits Gegenstand des Kolloquiums von Metz war, derzeit einen eigentlichen Forschungsschwerpunkt auf dem Gebiete des Mfr.

Man kann das verhältnismäßig weite Spektrum der Beiträge aber auch als Vorteil dieser Akten betrachten, zumal die Qualität der einzelnen Texte insgesamt höchst beachtlich ist. Gerade die ersten vier Referate über literarisch-philologische Themen scheinen mir sehr informativ. Gilles Roques (*A propos d'éditions récentes de textes de moyen français.* Problèmes et méthodes en lexicologie médiévale, p. 3–21) bespricht kritisch neuere – und ältere! – Ausgaben mfr. Texte aus der Sicht eines Lexikographen. Wer sich schon über die Unzulänglichkeit der Glossare sehr vieler Ausgaben mittelalterlicher Texte geärgert hat, wird seinem recht negativen Urteil durchaus zustimmen können.

Claude Thiry (*Rhétorique et genres littéraires au XV^e siècle*, p. 23–40) untersucht den Einfluß der Schulrhetorik auf die verschiedenen literarischen Gattungen des 15. Jahrhunderts, ein gerade für dieses Jahrhundert sehr wichtiges Thema. Gabriel Bianciotti (*Langue conditionnée de traduction et modèles stylistiques au XV^e siècle*, p. 51–80) befaßt sich mit dem Stil der ersten französischen Übersetzungen aus dem Italienischen, insbesondere im Hinblick auf den Einfluß des italienischen Stils auf den französischen. Jacqueline Cerquiglini (*Espace du texte, espace du sens.* Bilan des recherches sémiotiques en moyen français, p. 81–95) versucht sodann die bestehenden semiotischen Untersuchungen zur mittelalterlichen Literatur im Rahmen der allgemeinen Entwicklungsrichtungen der literarischen Semiotik zu situieren.

Persönlich hat mich der Beitrag von Georges Lavis (*L'étude de la synonymie verbale dans l'ancienne langue française.* L'exemple de *savoir* et *conoistre* en moyen français, p. 97–128) am meisten beeindruckt. Zur semantischen Bestimmung von *savoir* und *conoistre* untersucht er vor allem das syntagmatische Umfeld der beiden Verben. Daneben versucht er auch beide Verben paradigmatisch einzuordnen, wozu er sich allerdings zumeist auf seine Intuition verlassen muß. Gleiches gilt auch für das Problem der Präsupposition. Nach Lavis würde sich *savoir* dadurch von *croire* und *penser* unterscheiden, daß es die Existenz des direkten Objekts

präsupponiert. Dort, wo dies nicht der Fall ist, wie etwa im folgenden Beispiel, hätten wir es mit einer Nebenbedeutung von *savoir* zu tun[1]:

(1) ... si je la savoye en paradis, je n'y vouldroye jamais aller tant qu'elle y fust (Cent Nouvelles Nouvelles, 63, p. 399; zit. p. 101).

Grundlegend scheint mir die Beobachtung Lavis', daß *savoir* in seiner Hauptbedeutung in ein Ursache-Folge-Verhältnis mit einem Verb der Wahrnehmung treten kann:

(2) Et pensez vous que ne sache bien par oyr dire quelz outilz vous portez (Cent Nouvelles Nouvelles, 15, p. 106; zit. p. 107).

Ein ähnliches Ursache-Folge-Verhältnis kann sich auch mit einem Verb des Sagens ergeben, wobei es allerdings eine Permutation der Aktanten zu berücksichtigen gibt (*x* dit *y* à *z*→*z* sait *y*):

(3) Et ce que j'en sçay, dit-elle, la mere d'elle le m'a dit ... (Cent Nouvelles Nouvelles, 14, p. 104; zit. p. 107).

Als wesentliche Folgerung ergibt sich aus diesen Beobachtungen, daß das Wissen immer eine Vorbedingung kennt. Man weiß das, was man selber wahrgenommen oder von jemand anderm mitgeteilt bekommen hat. Daneben kann man auch wissen, was man gelernt hat: «Ce qu'en ne set puet on aprendre», meint Chrétien de Troyes im *Perceval*, 1463 (zit. p. 110). Nur geht es in diesem Fall nicht mehr um ein einzelnes Faktum, sondern um ein ganzes «Wissensgebiet», was sich auch in der Konstruktionsweise niederschlägt.

Conoistre bezeichnet demgegenüber ein Wissen, das sich aus einer gewissen Vertrautheit ergibt. Daneben weist Lavis nach, daß *conoistre* auch als Quasi-Synonym von *acointier* und *veoir* vorkommt:

(4) Or, regardez doncques, Madame, ce povre qui oncques ne le vist, ne le congnoult, ne parla a luy: comment peut il avoir sy tost choisy dame? (Petit Jehan de Saintré, p. 27; zit. p. 113)

In diesen und zahlreichen weiteren Beispielen, die Lavis zitiert, muß *conoistre* als eigentliches Verb der Wahrnehmung, etwa im Sinne von *reconnaître*, verstanden werden, eine Verwendung, die heutzutage allenfalls noch als literarischer Archaismus vorkommt. Lavis scheint mir an dieser Stelle zu sehr bestrebt, einen Zusammenhang zwischen *conoistre* und *savoir* in seiner Hauptbedeutung von 'etwas wissen, weil man es wahrgenommen hat' herzustellen. Tatsächlich sind die Fälle, in denen *savoir* und *conoistre* wirklich als Synonyme verstanden werden können, sehr selten. Ziemlich eindeutig trifft dies im folgenden mfr. Beispiel zu, das aber seinerseits nicht mehr dem nfr. Sprachgebrauch entspricht:

(5) Tu sçais et congnois bien que par parolles moy et tous les aultres prestres faisons d'une hostie, qui n'est que de bled et d'eaue, le precieux corps de Jesus Christ (Cent Nouvelles Nouvelles, 100, p. 583; zit. p. 117).

Ebenfalls mit einem semantischen Problem befaßt sich Ludo Melis (*Les notions de «but» et de «cause» sont-elles pertinentes dans une grammaire du moyen français?* A propos des em-

[1] In der epistemischen Logik wird der Wahrheitsgehalt des Objekts zum «posé» gerechnet und nicht als Präsupposition behandelt, cf. z.B. Franz von Kutschera, *Einführung in die intensionale Semantik*, Berlin/New York 1976, p. 87ss. Allerdings vermag die logische Definition von W (a, A), d.i. *a* weiß *A*, als G (a, A) & A, d.i. *a* glaubt *A* und *A* ist wahr, schwerlich zu überzeugen. Die Überlegungen von Lavis scheinen mir gerade im Hinblick auf die notwendige Ergänzung dieser Definition sehr interessant.

polis implicatifs de *pour*, p. 129–153). Es geht dabei um die merkwürdige Erscheinung, daß im Mfr. *pour* und auch *pour ce que* sowohl eine Absicht wie einen Grund einführen können, von weiteren Nebenbedeutungen einmal abgesehen. Während im Fall von *pour ce que* die Unterscheidung immerhin durch die Modussetzung gewährleistet wird, ist der Fall von *pour* + Infinitiv weit problematischer und läßt sich gelegentlich auch im Textzusammenhang nicht entscheiden:

(6) Item a Crestien de Bodinghem pour tondre et apparillier les 17 draps dessus dis 15 francs et demi (Saint-Omer 1381, zit. p. 134).

Melis kommt zum Schluß, daß *pour* nur die sehr generelle Funktion habe, einen «rapport implicatif non hypothétique» auszudrücken. Alles andere wäre «effet de sens, actualisé dans le discours». Diese Folgerung wird nicht unbedingt jedermanns Zustimmung finden.

Henri Bonnard (*Sur une règle d'effacement de l'article en moyen français*, p. 155–183) beschäftigt sich mit einem allgemeinen syntaktischen Problem, der sogenannten Kakophonieregel. Die Tatsache, daß man *Il est accusé de crimes horribles* und nicht, was eigentlich logisch wäre, *Il est accusé de des crimes horribles* sagt, hatte die Autoren der *Grammaire de Port-Royal* zur Annahme geführt, die Aufeinanderfolge der Präposition *de* und des Partitivartikels werde unterlassen, um eine Kakophonie zu vermeiden. Maurice Gross[2] hat dieser ältern Version eine generativistische Fassung entgegengestellt, die mit zwei Tilgungsregeln operiert und auf den Begriff der Kakophonie verzichtet. Für die Existenz dieser Tilgungsregeln nahm er, gestützt auf Lucien Foulet, auch sprachhistorische Gründe in Anspruch, die Bonnard in seinem Artikel jedoch widerlegt. So stellt er fest, daß von Anfang an *de* anstelle des Partitivartikels gebraucht wurde, wenn dem Substantiv ein Adjektiv vorausging. Was hingegen die Tatsache betrifft, daß der Partitivartikel wie im obigen Beispiel nach *de* immer fehlt, so scheint es sich um das Überbleibsel einer früher weit generelleren Regel zu handeln, welche den Gebrauch des Partitivartikels nach jeder Präposition ausschloß.

In einer ungewöhnlich detaillierten Studie, in welcher nicht weniger als 168 Beispiele zitiert werden, untersucht Peter Wunderli (*«ce neutre» en moyen français*. Etude de syntaxo-sémantique phrastique et transphrastique, p. 185–256) sämtliche syntaktischen Verwendungen von «ce neutre» im Mfr. Gemeint ist damit der Gebrauch von *ce* als «Proform», sowie dessen Verwendung als «article propositionnel» in konjunktiven Wendungen wie *à ce que*, *après ce que* usw. Gemeinsam sind beiden Verwendungen vor allem eine Reihe von negativen Eingeschaften: das Fehlen des grammatischen Geschlechts, des Numerus, der lokalen wie der persönlichen Deixis. Nach Wunderli gehört aber immerhin auch die Opposition /+ proforme/ ~/- proforme/ auf die Ebene der *langue*, während weitere Unterscheidungen wie diejenige zwischen Anapher und Katapher sicher zu recht dem *discours* zugewiesen werden.

Eigentlich eher ein Beitrag zu stilistischen als zu syntaktischen Fragen ist das Referat von Alexandre Lorian (*Journaux et chroniques 1450–1525:* Quelques aspects de la subordination, p. 257–292). Lorian hat das Vorkommen verschiedener Nebensatztypen in einer Reihe von Texten des 15., 16. und auch des 20. Jahrhunderts ausgezählt. Er hoffte dabei, daß entscheidende morphosyntaktische Unterschiede zu Tage treten würden. Daß dies nicht der Fall ist, überrascht mich weit weniger als den Autor, der zum Glück noch rechtzeitig gemerkt hat, daß die wesentlichen Unterschiede stilistischer Natur sind. Gewisse stereotype Wendungen – bei den Autoren des 15./16. Jahrhunderts weit mehr als bei den heutigen Schriftstellern – bestimmen die Häufigkeit gewisser Satzkonstruktionen.

Die beiden verbleibenden Beiträge befassen sich mit Wortstellungsproblemen. Bei Antonij Dees (*Variations temporelles et spatiales de l'ordre des mots en ancien et en moyen fran-*

[2] Maurice Gross, *Sur une règle de «cacophonie»*, *Langage 7* (septembre 1967), 105–119.

çais, p. 293–303) handelt es sich um ein Nebenprodukt seines altfranzösischen Sprachatlanten[3]. Wenn es stimmt, daß im 13. Jahrhundert die Neuerungen zunächst in den südlichen Mundarten der *langue d'oïl* auftreten, so stellt sich natürlich die Frage nach der gleichzeitigen Entwicklung in den Mundarten der *langue d'oc*.

Die sehr interessante, aber auch sehr technische Arbeit Robert Martins (*L'ordre des mots dans le «Jehan de Saintré»*, p. 305–336) ist bereits sein zweiter Versuch zu diesem Thema. Nachdem er in den *Mélanges Gossen*[4] eine rein transformationelle Darstellung der mfr. Wortstellung auf Grund eines Korpus von 300 Sätzen aus dem *Petit Jehan de Saintré* gegeben hatte, versucht er in seinem neuen Beitrag auch «Oberflächenregelmäßigkeiten» wie die Thema-Rhema-Gliederung oder die rhythmische Struktur der Sätze zu berücksichtigen, wobei letzteres für einen historischen Sprachzustand allerdings als sehr problematisch erscheint. Martin muß denn auch eine ganze Reihe von Fragen offenlassen.

Zu diesen elf Monographien sollte ursprünglich noch eine zwölfte hinzukommen, diejenige von Gérard Moignet, dem die mittelalterliche Syntaxforschung so viel zu verdanken hat; doch Moignet erlebte dieses Kolloquium nicht mehr, er starb im Juli 1978.

Jakob Wüest

★

LOUIS MEIGRET, *Le Traité de la grammaire française (1550). Le Menteur de Lucien. Aux Lecteurs (1548)*. Edition établie selon l'orthographe moderne, subdivisée en paragraphes, annotée et augmentée d'une introduction, d'un glossaire ainsi que d'un index par FRANZ JOSEF HAUSMANN, Tübingen (Gunter Narr) 1980, XXIII + 172 p. *(Lingua et traditio 5)*.

FRANZ JOSEF HAUSMANN, *Louis Meigret. Humaniste et linguiste*, Tübingen (Gunter Narr) 1980, X + 302 p. *(Lingua et traditio 6)*.

Franz Josef Hausmann legt mit den beiden hier zu besprechenden Büchern zwei willkommene Beiträge zur Geschichte der französischen Grammatik im 16. Jahrhundert vor. Der eine Band ist eine Monographie über den Übersetzer und Grammatiker Louis Meigret, der andere eine Neuedition von Meigrets französischer Grammatik von 1550, der die Einleitung seiner Übersetzung von Lukians *Lügner* beigegeben ist, in welcher Meigret ein weiteres Mal die von ihm geplante Orthographiereform beschreibt. Dieser Text lag bisher nur in der einzigen Edition des 16. Jahrhunderts vor.

Als Herausgeber dieser beiden Texte hat Hausmann einen recht ungewöhnlichen Weg eingeschlagen. Im Unterschied etwa zu Wendelin Foerster, der Meigrets Grammatik 1888 neu ediert hatte[1], bewahrt er nicht die pittoreske Reformorthographie Meigrets, sondern «überträgt» die Texte, allerdings mit Ausnahme sämtlicher Beispiele, in die heutige französische Orthographie. Dadurch wird die Lektüre eindeutig erleichtert, zumal die graphische Gestaltung des Textes erheblich verbessert wurde.

Eine leichte Lektüre ist Meigrets sehr dichter Text aber auch so nicht, und die Vorteile von Hausmanns Vorgehen scheinen mir nicht so eindeutig, wie sie dieser selber darstellt. Es

[3] ANTONIJ DEES, *Atlas des formes et des constructions des chartes françaises du 13e siècle*, Tübingen 1980 *(Beih. ZRPh. 178)*.

[4] ROBERT MARTIN, *L'ordre des syntagmes dans le Jehan de Saintré*. Essai d'interprétation générative, in: *Mélanges offerts à Carl Theodor Gossen*, Berne-Liège 1976, vol. 2, p. 567–593.

[1] LOUIS MEIGRET, *Le trętté de la grammęre françoęze*. Nach der einzigen Pariser Ausgabe (1550) neu herausgegeben von WENDELIN FOERSTER, Heilbronn 1888, reprint, Genève 1970 *(Sammlung französischer Neudrucke 7)*.

geht zu weit, wenn Hausmann Meigrets Originaltext als «illisible»[2] hinstellt. Das ist vor allem eine Sache der Gewöhnung. Auch die «traditionelle» Orthographie des 16. Jahrhunderts mit ihren zahlreichen etymologischen Schreibungen ist für den Nicht-Spezialisten nicht unbedingt leicht zu lesen.

Man hat bei Hausmann gelegentlich den Eindruck, Meigret sei ein verkannter Grammatiker, den es wiederzuentdecken gelte. Zwar wurde seine Grammatik im 16. Jahrhundert nur einmal aufgelegt, er wird aber heute in sozusagen allen Sprachgeschichten als einer der großen französischen Grammatiker des 16. Jahrhunderts gewürdigt. Jean-Claude Chevalier bevorzugt zwar in seiner monumentalen *Histoire de la syntaxe*[3] eindeutig Ramus, doch war die Syntax ohnehin nicht die Stärke Meigrets. Umgekehrt ist dieser bei Jean-Pol Caput der einzige Grammatiker des 16. Jahrhunderts, der ausführlicher vorgestellt wird[4].

Damit will ich in keiner Weise sagen, daß ich die Arbeiten Hausmanns als überflüssig erachte. Vor allem die Monographie schließt eine wichtige Lücke, wobei Hausmanns Darstellung große Quellenkenntnis und viel interpretatorischen Scharfsinn beweist. Dazu ist das Buch ausgesprochen flüssig geschrieben, liest sich sehr gut, was auf diesem Gebiete alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist. Seine rhetorische Gewandtheit scheint Hausmann dann und wann aber auch zu einigen Oberflächlichkeiten zu verleiten.

Es wirkt ohne Zweifel sehr effektvoll, wenn er im Zusammenhang mit Meigrets Polybius-Übersetzung schreibt: «Il va de soi que la noblesse française ne sait pas le latin.» (p. 18) und dann auf einer neuen Zeile fortfährt: «Sauf Meigret.» So undifferenziert hätte man dieses Problem denn doch nicht behandeln dürfen. Und was soll man etwa von folgender Folgerung halten? «Ainsi Meigret cherche une voie personnelle entre les superstitieux de l'extrême droite et les athées de l'extrême gauche.» (p. 73) Die in diesem Satz enthaltenen Präsuppositionen sind selbst für das 20. Jahrhundert anfechtbar, geschweige denn für das 16. Jahrhundert[5].

Kommen wir nun jedoch zum Inhalt der Monographie. Sie besteht im wesentlichen aus drei ungefähr gleich langen Teilen, die sich mit der Biographie Meigrets, seinem Werk als (unglücklicher) Orthographiereformer und seinem Werk als Grammatiker beschäftigen. Dazu kommen im Anhang einige kleiner Texte von Meigret und über Meigret, immer in modernisierter Orthographie, und ein detailliertes Verzeichnis sämtlicher Publikationen Meigrets.

Es ist ohne Zweifel keine leichte Aufgabe, eine Biographie Meigrets zu schreiben. Obwohl er aus einer einflußreichen, adligen (geadelten?) Lyoner Familie stammt, ist über sein Leben fast gar nichts bekannt. Wir kennen nicht einmal seine Lebensdaten. Hausmann glaubt, er sei um 1500 geboren, eher noch früher (cf. p. 13), doch seine erste Übersetzung erscheint erst 1540 im Druck. Die weitern Veröffentlichungen, insgesamt 18 Werke, folgen bis 1557. Auffällig für seine Zeit ist, daß in Meigrets Büchern jene Widmungen fehlen (cf. p. 22), mit denen die Humanisten ihren Mäzenen, von denen sie finanziell abhängig waren, zu huldigen pflegten. Meigret, der aus vermögendem Hause stammte, hatte dies offenbar nicht nötig.

[2] «... la plus grande partie de ses écrits était pratiquement illisible» (p. VII) – «... elle (la grammaire) est illisible dans l'état où elle est...» (p. 209).

[3] JEAN-CLAUDE CHEVALIER, *Histoire de la syntaxe*. Naissance de la notion de complément dans la grammaire française (1530–1750), Genève 1968.

[4] JEAN-POL CAPUT, *La langue française: histoire d'une institution*, tome I: 842–1715, Paris 1972, p. 129–133.

[5] Ich vermisse in diesem Zusammenhang in der Bibliographie Hausmanns ein so grundlegendes Werk wie LUCIEN FEBVRE, *Le problème de l'incroyance au XVI^e siècle*. La religion de Rabelais, Paris 1942 *(L'évolution de l'humanité 53)*, ferner LUCIEN FEBVRE/HENRI-JEAN MARTIN, *L'apparition du livre*, Paris 1958 *(L'évolution de l'humanité 49)*.

Hausmann versucht ohne großen Erfolg, weitere biographische Hinweise aus Meigrets Werken zu gewinnen. Es wird schon an dieser Stelle deutlich, daß der Verfasser einer Auffassung der Geschichtsschreibung verpflichtet ist, welche man in Frankreich als «événementielle» bezeichnen würde. Dabei kommen die grundsätzlichen Aspekte gelegentlich etwas zu kurz. Hausmann beschreibt so im zweiten Teil der Monographie sehr ausführlich die Auseinandersetzung um die Orthographie Meigrets, die Argumente, welche dafür und dagegen vorgebracht wurden, schließlich ihr Scheitern. Er kann auch nachweisen, daß sich Meigret wohl von einem ähnlichen Versuch im Italienischen inspirieren ließ.

Die Argumente, mit denen man im 16. Jahrhundert für und gegen eine Orthographiereform gefochten hat, sind übrigens weitgehend noch heute gültig. Gestossen habe ich mich allerdings bereits an jener Stelle, wo Hausmann von der «bagatelle que constitue après tout la question de l'orthographe» (p. 56) spricht und gleich noch mit dem Ausdruck «les futilités de l'orthographe» (p. 57) nachdoppelt. Wir wissen spätestens seit den Forschungen André Chervels[6], welche gravierenden Konsequenzen diese «Bagatelle» für den fanzösischen Schulunterricht hatte.

Zugegeben, es ist vor allem die morphologische Orthographie, die vielen Morpheme, die nur noch im *code écrit* nachleben, welche Schwierigkeiten bereiten. Davon ist im 16. Jahrhundert auffälligerweise überhaupt nicht die Rede. Dies ist wohl erst später wirklich zum Problem geworden, als man den *accord* immer straffer zu reglementieren begann. Meigret vertrat auf diesem Gebiet übrigens eine Extremlösung. Er war der Meinung, das mit *avoir* konjugierte Partizip sei in Wirklichkeit ein Infinitiv und habe deshalb immer unveränderlich zu bleiben[7].

Am meisten verwundert hat mich freilich, daß Hausmann an keiner Stelle den Reformvorschlag Meigrets als solchen darstellt, daß er auch nirgends auf die Inkonsequenzen dieses Vorschlags hinweist. Meigret spricht zwar im Titel des *Menteur* von einer «écriture cadrant avec la prolation française», doch ist er von einer eigentlichen Phonographie ziemlich weit entfernt, und zwar nicht nur, weil er offenbar in verschiedenen Belangen (*ao* für *au*, *ey* für *ai*, Identifikation des «e féminin» mit /ẹ/) das archaische Lyoner Regionalfranzösisch zum Vorbild genommen hat.

Merkwürdigerweise berücksichtigt er sozusagen ausschließlich den Standpunkt des Lesers und nie denjenigen des Schreibers (cf. auch Hausmann, p. 100). So schlägt er beispielsweise vor, immer dort, wo das Graphem *c* einem Phonem /s/ entspricht, das «ç crochu» zu gebrauchen, also nicht nur *ça*, sondern auch *çeçy* zu schreiben[8]. Ebenso schlägt er vor, *q* statt *qu* zu schreiben, da man das *u* ja nicht spreche. Damit ist in allen Fällen klar, wie die Wörter zu lesen sind, nicht aber, wie sie zu schreiben sind, denn für /s/ hat man nach wie vor die Wahl zwischen *ç*, *s* und *ss* und für /k/ zwischen *c* und *q*.

Auch die Behandlung der Doppelkonsonanten ist merkwürdig. Obwohl diese mit Ausnahme der Opposition *r* ~ *rr* offensichtlich keine phonologische Relevanz hatten, behält er sie meistenteils bei, weshalb er zu so ausgefallenen Schreibungen wie *melleur* oder *Gillaome* gelangt. Sehr problematisch ist natürlich die Behandlung der *liaison* in einer phonologischen Orthographie. Meigret verlangt, daß das auslautende *s* vor Konsonant (wie auch das auslautende «*e* féminin» vor Vokal) konsequent apostrophiert wird. Merkwürdigerweise behält

[6] Cf. André Chervel, *... et il fallut apprendre à écrire à tous les petits Français*. Histoire de la grammaire scolaire, Paris 1977, ferner Claire Blanche-Benveniste/André Chervel, *L'orthographe*, Paris 1969.

[7] Cf. *Traité*, chap. 23, § 11 (und nicht § 8, wie bei Hausmann, p. 175, irrtümlich angegeben).

[8] Cf. auch Louis Meigret, *Traité touchant le commun usage de l'escriture françoise*, édition critique par Keith Cameron, Exeter 1979, p. 58.

er dagegen alle andern Schlußkonsonanten bei, obwohl kaum anzunehmen ist, daß diese im 16. Jahrhundert noch durchgehend gesprochen wurden.

Gelegentlich überkommen einem da schon leise Zweifel an den Fähigkeiten Meigrets als Phonologe. Natürlich darf man nicht vergessen, daß Meigret auf diesem Gebiet Pionierleistungen vollbracht hat. Das gilt auch für seine Grammatik von 1550, der ersten größeren französischen Grammatik in französischer Sprache, die zwanzig Jahre nach der englisch geschriebenen Grammatik John Palsgraves erschien. Konzeptionsmäßig unterscheiden sich diese beiden Grammatiken sehr deutlich. Das Kapitel über die Modi des Verbs möge uns hier als Beispiel dienen.

Die Methode Palsgraves ist «semasiologisch», wobei ihm die Grammatik der klassischen Sprache als Vorbild diente. So kommt er beispielsweise dazu, nicht weniger als sieben Modi zu unterscheiden:

> Modes they have .vii. The indicative mode, whiche they use, whan they shewe or tell a thyng to be done, as *je parle* I speke.
> The subjunctive mode, whiche they ever use folowyng an other verbe, and addyng this worde *que* before hym, as *voulez vous que je parle* wyl you that I speke.
> The potenciall mode, by whiche they use to expresse wyll or myght to do a dede, as *je parleroye* I wolde, shulde or myght speke.
> The imperatyve mode, whiche they use whan they commande a dede to be done, as *parle* speke.
> The optative mode, whiche they use, whan they wisshe a dede to be done, as *bien parle il* wel speke he or well might he speke.
> The condicional mode, whiche they use, whan they expresse condicion if a dede to done, as *si je parle* if I speke.
> The infinitive mode, whiche they use, whan we use to put to before a verbe, as *parler* to speke.[9]

Daß diese Klassifizierung übers Ziel hinausschießt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Meigret verwendet seinerseits ebenfalls die Kategorien der klassischen Grammatik, jedoch nur so weit, wie er sie im Französischen wiederentdecken kann. So kommt er als erster zum Schluß, daß das Französische keine Kasusdeklination besitzt.

Was die Behandlung der Modi (chap. 24) betrifft, so identifiziert er ohne Schwierigkeiten den Indikativ und den Imperativ. Was er dabei zur Tempusfunktion des Imperativs sagt, gehört zum besten, was je über dieses Thema geschrieben wurde. Diese Stelle zeigt, daß Meigret klar zwischen Ausdruck und Inhalt zu unterscheiden weiß:

> Au regard de l'impérative mode ou commandante, elle n'a point de prétérit: car on ne peut commander pour le passé: vu que le temps passé est irrévocable. Il a donc le présent qui toutefois n'est pas si présent qu'il ne tienne de quelque chose du futur. De vrai aussi serait-ce commander sans propos à celui qui ja ferait ce qu'on lui commande. Aussi voyons-nous qu'à tous commandements la réponse se fait par le futur, si nous ne les avons prévenus. Si donc quelqu'un me commande quelque chose que je veuille bien faire pour lui, je répondrai *je le ferey* ou *non ferey:* plutôt que *je le fęs* ou *je ne le fęs.* Outre plus nous avons coutume de leur ajouter, quand bon nous semble, aucuns noms et adverbes temporels: comme *fęs çela demein, a çet'heure, prezęntemęnt:* dont la plupart emporte le futur. Finalement quelque adverbe de temps présent que nous lui ajoutions, l'accomplissement toutefois est toujours subsécutif. Parquoi le commandement ne s'y peut vider si

[9] JOHN PALSGRAVE, *Lesclarcissement de la langue françoyse*, Paris 1530, reprint, Genève 1972, fo. xxxvii b. – Im letzten Abschnitt habe ich das versehentlich verdoppelte *a* vor *verbe* weggelassen. Die Interpunktion ist bis auf zwei Korrekturen original.

soudain qu'il ne tienne du futur. Et pour tant je n'estime pas notre langue pauvre pour autant qu'elle n'a point de temps futur propre, vu que le présent y peut fournir. (chap. 24, § 13).

Mühe bereitet Meigret dagegen der Konditionalis, für den es in der klassischen Grammatik keine wirkliche Entsprechung gibt. Meigret geht offensichtlich von der teilweisen Vertauschbarkeit der Formen vom Typus *j'ęymeroę* (j'aimerais) und *j'ęymasse* (j'aimasse) aus. Noch heute führen ja gewisse Grammatiken den Typus *j'eusse aimé* sowohl als Plusquamperfekt des Konjunktivs wie als «2e forme du conditionnel passé» auf. Im 16. Jahrhundert ging diese Vertauschbarkeit, vor allem im Konditionalsatz, natürlich noch wesentlich weiter als heute im literarischen Französisch. Meigret führt zwar (chap. 24, § 17) eine Reihe von Fällen auf, wo nur eine der beiden Formen in Frage kommt, doch ist das für ihn offenbar die Ausnahme von der Regel.

Nach seiner Meinung hätten nun die beiden Formen eine Doppelfunktion. Dort, wo sie in autonomer Stellung stehen, hätten sie die Funktion von Optativen, dort, wo sie dagegen in untergeordneter Stellung auftreten, die Funktion von Konjunktiven, wobei der «subjonctif ou conjonctif» wie bei Palsgrave als eigentlicher Modus der Unterordnung verstanden wird. Dies ist ohne Zweifel eine diskutable Lösung für den Typus *j'aimasse;* im Falle von *j'aimerais*, das bloß teilweise äquivalent ist mit *j'aimasse*, wirkt sie dagegen reichlich absurd.

Auf den ersten Blick mag es auch abwegig erscheinen, wenn Meigret den Typus *j'aimasse* als Präsens und den Typus *j'aime (nous aimions)* als Futur bezeichnet. Meigret geht jedoch vom Gebrauch dieser Formen im Hauptsatz aus und sieht in ihrer abweichenden temporalen Funktion im Nebensatz gerade einen Grund, zwischen Optativ und Konjunktiv zu unterscheiden:

> Parquoi, combien que le subjonctif ou conjonctif soit, pour la plus grande part de ses temps, égal et semblable à l'optatif, sa diversité toutefois se découvre au sens. Or emprunte-t-il le futur de l'optatif qu'il fait signifier en temps présent, ce que nous pouvons découvrir en ce trait: *Dieu me fasse pęrdon, combien qe je fasse mal:* car le premier *fasse* est optatif pour l'avenir et le second conjonctif pour le présent. (chap. 24, § 20)

Meigrets Klassifikation scheitert letztlich an der Fehlinterpretation des Konditionalis. Sie zeigt aber im übrigen bemerkenswerte Ansätze. Wie Hausmann mehrfach zu Recht betont, ist Meigret einer jener Grammatiker, welche den *usage* (und nicht die *raison*) als Richtschnur nehmen. Auch befassen sich die bemerkenswertesten und ausführlichsten Kapitel seiner Grammatik mit der Morphologie und der Morphosyntax. Trotzdem wird man seine Methode nicht als «onomasiologisch» bezeichnen dürfen. Er scheint mir vielmehr das äußerst komplexe Verhältnis zwischen Ausdruck und Inhalt besser begriffen zu haben als viele seiner Nachfolger.

Auf den ersten Blick wirkt die französische Grammatik des Pierre de la Ramée (Petrus Ramus), die zwölf Jahre später entstand, viel formalistischer, ersetzt sie doch die Unterscheidung der Modi durch folgende Numerierung der Tempora[10]:

Temps imparfaits:

Présent I:	amo, *j'aime*
Présent II:	amem, *j'aime*
Présent III:	amarem, *j'aimerais*
Présent IV:	amarem, *j'aimasse*
Prétérit I:	amabam, *j'aimais*

[10] Cf. Pierre de la Ramée, *Gramerę*, Paris [1]1562, p. 51/52; *Grammaire*, Paris [2]1572, p. 75/76 (reprint, Genève 1972).

Prétérit II:	amarem, *j'aimerais*
Futur I:	amabo, *j'aimerai*
Futur II:	ama, amato, *aime*

Temps parfait:

Prétérit:	amavi, *j'aimai*

In der zweiten Auflage fügt er noch bei: «Les trois derniers présens sont aussi futurs.»

Ramus' Klassifikation orientiert sich nicht nur am Latein, sondern ganz offensichtlich auch an derjenigen Meigrets, ohne deren Kenntnis überhaupt nicht zu verstehen ist, wieso etwa der Imperativ *aime!* ein Futur oder der Konjunktiv *j'aimasse* ein Präsens sein soll. Der Formalismus sollte uns deshalb nicht täuschen, er ist nur ein Aspekt des grammatikalischen Denkens von Pierre de la Ramée[11]. Dieser ist ja auch der Verfasser einer *Dialectique*, ist also einer der ganz wenigen Humanisten, der über Logik geschrieben hat. Logik und Grammatik gehören bei ihm zusammen, bleiben aber letztlich ziemlich unverbunden, erreichen jedenfalls bei weitem nicht jenen Grad an Übereinstimmung, den sie später in Port-Royal erreichen werden.

Mit diesen Bemerkungen soll die Stellung Meigrets unter den französischen Grammatikern des 16. Jahrhunderts zumindest angedeutet werden. Sein historisches Verdienst besteht ohne Zweifel darin, die französische Grammatik aus ihrer Abhängigkeit von der klassischen Grammatik befreit zu haben, welche bei John Palsgrave noch ziemlich vollständig war. Auch sein Kampf gegen die latinisierende und für eine der französischen Aussprache angepaßte Orthographie verfolgt letztlich das gleiche Ziel. Bezeichnenderweise scheitert seine Moduslehre aber am Konditional, d.h. gerade dort, wo es kein lateinisches oder griechisches Vorbild gibt. Eine wirkliche Alternative zur klassischen Grammatik hat letztlich kein Grammatiker des 16. Jahrhunderts anzubieten, auch Ramus nicht.

Wie schon gesagt, kommen solche wissenschaftshistorische Aspekte bei Hausmann etwas zu kurz. Seine Abhandlung über die Grammatik besteht im wesentlichen aus einem durchlaufenden Kommentar zu den einzelnen Kapiteln, in dem Hausmann aufzeigt, welche Quellen Meigret benutzt haben muß. Das alles macht einen sehr soliden und zuverlässigen Eindruck, nur ist damit das Thema noch längst nicht erschöpft. Genauer abzuklären wäre auch der Einfluß, den Meigret auf gewisse seiner Nachfolger, vor allem auf Pierre de la Ramée und Robert Estienne, gehabt hat[12]. Hoffen wir deshalb, daß Hausmann Gelegenheit haben wird, die Ankündigung des Vorworts (p. IX) in die Tat umzusetzen und seine Forschungen weiterzuführen.

Jakob Wüest

★

Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX[e] et du XX[e] siècle (1789–1960) publié sous la direction de PAUL IMBS, Paris, Editions du CNRS, t. IV *(badinage-cage)* 1975, t. V *(cageot-constat)* 1977.

Die in *VRom. 39* (1980), 275ss. begonnene Rezension des *TLF* soll hier fortgesetzt werden mit der Besprechung zweier weiterer Bände. Auf die Konzeption des *TLF* als umfassendes

[11] Cf. auch G. A. PADLEY, *Grammatical Theory in Western Europe*. 1500–1700. The Latin Tradition, Cambridge 1975, p. 77–96.

[12] Ein bezeichnendes Beispiel für den Einfluß, den MEIGRET auf ROBERT ESTIENNE gehabt hat, gibt CAPUT, *loc. cit.*

Sprachwörterbuch (Sprachschatz) des 19. und 20. Jh. mit sprachhistorischer Komponente soll nicht erneut eingegangen werden, da die Frage der allgemeinen Zielsetzung des *TLF* bereits in der ersten Besprechung ausführlich erörtert worden ist. Dies kann umso eher geschehen, als Paul Imbs als verantwortlicher Leiter des Unternehmens auch in den Vorworten zu den Bänden IV und V ausdrücklich darauf hinweist, daß sich an der grundlegenden Orientierung des Werkes nichts geändert hat («dans la fidélité à l'essentiel» t. IV p. VII, «notre fidélité au projet initial» t. V p. VII). Worin das Wesentliche besteht, dem sich der *TLF* nach wie vor verpflichtet fühlt, kommt im folgenden Satz zum Ausdruck, der sich zu Beginn des Vorwortes zu Band IV findet: «Une description sobre mais nuancée des contenus sémantiques et des conditions d'emploi qui règlent le fonctionnement du vocabulaire dans le discours» (p. VII). In der Tat kennzeichnet eine äußerst minutiöse, gelegentlich fast zu weitgehende Analyse der einzelnen Wortbedeutungen und der Bedingungen ihres Gebrauchs den synchronen Hauptteil der Artikel, so daß gerade hierin das besondere Charakteristikum zu erblicken ist, das den *TLF* von allen früheren fr. Sprachwörterbüchern unterscheidet. Im übrigen ruft P. Imbs in der Einleitung zum fünften Band noch einmal alle wichtigen Punkte der Konzeption des *TLF* in Erinnerung, so daß das Vorwort zu diesem Band in gewisser Weise eine Kurzfassung der umfangreichen Einführung in das Gesamtwerk darstellt, die sich am Anfang der ersten Bandes findet.

Trotz der Kontinuität im Grundsätzlichen darf nicht übersehen werden, daß die Konzeption des *TLF* und damit auch seine Gestaltung von Anfang an Veränderungen erfahren haben, die sich bis in die hier zu besprechenden Bände auswirken. Bereits in unserer ersten Besprechung wurde darauf hingewiesen, daß die ursprüngliche Konzeption des *TLF* nicht in allen Punkten realistisch war, sondern vielmehr einer euphorischen Aufbruchstimmung innerhalb der mit den letzten technischen Errungenschaften arbeitenden Lexikographie entsprungen war. P. Imbs gesteht selbst ein, daß der *TLF* sich anfangs zu wenig an dem unter ökonomischen Gesichtspunkten Machbaren orientiert hat, was notgedrungen einige Kurskorrekturen zur Folge haben mußte, um das Werk nicht ausufern zu lassen: «Les trois premiers tomes avaient de propos délibéré laissé la bride sur le cou de la rédaction: ils montrent ce qu'un projet peut donner s'il s'exécute en dehors des conditionnements, d'origine principalement économique, de temps et d'espace» (t. IV p. VII). Daß der *TLF* in seiner ursprünglichen Form zu breit angelegt war, zeigt auch ein Vergleich der Buchstabenfolge, die in den Bänden IV und V behandelt worden ist: Während die Bände I–III dem Buchstaben *A* vorbehalten sind mit Ausnahme der letzten 40 Seiten des Bandes III, die dem Anfang des Buchstaben B *(B-Bad)* gehören, werden in den Bänden IV und V die größten Teile der lexikographisch ohnehin umfangreicheren Buchstaben *B* und *C* dargestellt (Bd IV *Bad-Cag*, Bd V *Cag-Con*). Als Folge der revidierten, eingeschränkten Konzeption des *TLF* ist auch zu verstehen, daß im Vorwort zu Band IV zum ersten Mal eine eindeutige Aussage hinsichtlich des Umfanges des Gesamtwerkes gemacht wird. Danach soll das Gesamtwerk ca. 15 Bände umfassen, wovon jeder bis zu 1300 Seiten enthalten soll (t. IV p. VII, cf. t. V p. XI). Aufgrund der relativ späten Festlegung hinsichtlich des Gesamtumfanges des *TLF* sind auch nicht bestimmte Buchstaben den einzelnen Bänden zugeordnet worden; vielmehr schließt man recht pragmatisch nach jeweils ca. 1300 Seiten einen Band ab, wobei es natürlich laufend zu Überschneidungen zwischen Bandeinteilung und Buchstabenabfolge kommt, was aber nicht unbedingt ein gravierender Nachteil sein muß.

Die Frage ist natürlich, durch welche einschneidenden Änderungen in der Gestaltung des *TLF* man die Masse des darzustellenden Materials auf die anvisierte Gesamtbandzahl reduzieren will. In der ersten Besprechung des *TLF* wurde schon darauf aufmerksam gemacht, daß die ursprünglich getrennten Rubriken «Histoire» und «Etymologie» bereits im ersten Band zusammengelegt und in ihrem Gesamtumfang erheblich reduziert worden sind. Aber

auch andere Rubriken mit zusätzlichen Informationen, so etwa zur Aussprache oder Bibliographie, sind beschnitten worden. Andererseits versucht man auch durch Änderungen in der Gestaltung des einzelnen *TLF*-Artikels zu einer rationelleren Nutzung des Platzes zu gelangen. So werden seit dem Band IV die Beispiele nicht mehr ausschließlich von der Definition abgesetzt zitiert, sondern – z.T. in verkürzter Form – auch unmittelbar nach der Definition angeführt. Weniger verbreitete oder technische Ableitungen werden nicht mehr als selbständige Lemmata behandelt, sondern im Kleindruck dem Artikel des Simplex einverleibt. Der Kleindruck wird auch verwendet für den ganzen Artikel, sofern es sich um seltene Wörter handelt (vergl. etwa *bergame*, *bilirubine*). Eine andere Neuerung, ebenfalls dazu bestimmt, Platz einzusparen, ist nicht ganz unproblematischer Natur. Um trotz der selbstauferlegten Beschränkung möglichst viele Belege aus dem umfangreichen Materialkorpus in das Wörterbuch einfließen zu lassen, ist der *TLF* im vierten Band (vereinzelt auch schon in Bd III, cf. *arme*) dazu übergegangen, statt der z.T. sehr ausführlichen Stellenzitate, die das jeweilige Wort in den ersten Bänden in seinem mehr oder weniger umfangreichen Kontext liefert, nur noch Stellenangaben ohne Belege zu geben; auch wenn zu sagen ist, daß das ursprüngliche Verfahren mit in extenso zitierten Belegen nicht völlig aufgegeben, sondern nur erheblich eingeschränkt worden ist. Mag dieses Verfahren, gerade wenn es sich um Redewendungen handelt, durchaus seine Berechtigung haben, so ist doch andererseits auch zu sagen, daß man sich in vielen anderen Fällen, wo sich die genaue Bedeutung erst aus dem Textzusammenhang ergibt, auf die Interpretation bzw. semantische Zuordnung der Redaktoren verlassen muß. Im übrigen sind die Stellenangaben ohne Belege gerade für die kultivierten, aber nicht unbedingt sprachwissenschaftlich interessierten Laien, in denen der *TLF* in erster Linie sein Zielpublikum sieht, ohne große Aussagekraft. Ferner ist zu sagen, daß diese Zitierweise der erklärten Absicht des *TLF*, auch ein «livre de lecture» (t. I p. XVI) zu sein, erheblich Abbruch tut. Von Nutzen sind diese Stellenangaben ohne Belege letztlich nur für den Lexikologen, der einem bestimmten Wortproblem nachgeht.

Bereits in unserer Besprechung der ersten drei Bände des *TLF* wurde darauf hingewiesen, daß durch die Aufnahme von faits de parole, Reliktwörtern und Dialektwörtern, die vereinzelt von literarischen Autoren verwendet werden, die Nomenklatur des *TLF* unnötig aufgebläht worden ist. Auch in der Redaktion des *TLF* hat sich mittlerweile die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Darstellung der sprachlichen Kompetenz absoluten Vorrang haben muß und die Funktion des *TLF* als Sprachmuseum von untergeordneter Bedeutung ist. Die Eliminierung lexikalischer Eintagsfliegen, die letzten Endes besser aufgehoben sind in einem Spezialwörterbuch wie dem *Dictionnaire des mots sauvages* von M. Rheims, ermöglicht zugleich auch eine spürbare Entlastung und Straffung der Nomenklatur des *TLF* («une nomenclature passée au crible» t. IV p. VIII). Inwieweit diese Chance, zusätzlichen Platz zu gewinnen, konsequent genutzt worden ist, kann nur eine genaue Durchsicht des Bandes IVss. ergeben. Immerhin fällt auf, daß ein Wort wie *berdiner* 'tinter', das lediglich einmal bei M. Genevoix vorkommt und dialektalen Ursprungs ist, noch in Band IV Aufnahme gefunden hat.

Neben den zahlreichen Änderungen an der Konzeption und Gestaltung des *TLF*, von denen hier die Rede war und die alle zum Zweck haben, den Umfang des Gesamtwerkes einzuschränken bzw. in überschaubaren Grenzen zu halten, muß hier noch von einer Neuerung gesprochen werden, die sich im umgekehrten Sinne, d.h. in Form einer Erweiterung der Nomenklatur des *TLF* auswirken wird. In der Tat hat sich der *TLF* entschlossen, dem französischen Sprachgebrauch außerhalb Frankreichs mehr Beachtung zu schenken. So soll nach dem «français québecois», an das man von Anfang an gedacht hatte, von Band IV an vermehrt auch der fr. Sprachgebrauch Belgiens und der Westschweiz in den Spalten des *TLF* Berücksichtigung finden, wozu man sich der Mitarbeit hervorragender Kenner dieser regio-

nalen Spielarten des Fr. versichert hat. Dabei denkt man keineswegs an eine Aufnahme von Sprachelementen, die innerhalb der fraglichen Regionen von begrenzter Verbreitung sind, also den Status von Dialektismen haben, sondern es soll nur das berücksichtigt werden, was tatsächlich der «langue commune des régions francophones hors de France» (t. IV p. VIII) angehört. Schließlich bringt der Band IV des *TLF* auch noch eine technische Neuerung, die aber eigentlich eine zwangsläufige Folge der revidierten Konzeption des *TLF*-Artikels darstellt. In der Tat werden jetzt alle Ableitungen, die nicht mehr selbständige Lemmata bilden, sondern Teil eines größeren Artikels sind, in einem alphabetischen Index am Bandende noch einmal gesondert mit ihrem Standort aufgeführt. Auf diese Weise werden die umfangreichen Materialien der kumulativen Artikel des *TLF* zumindest auf Umwegen zugänglich gemacht.

Schließlich sollen sich hier noch ein paar kritische Bemerkungen anschließen. Wenn im Vorwort zu Band V von «une documentation nettement insuffisante comme celle qui caractérise le Littré pour la *seconde* moitié du 19e siècle, ...» (p. VII) die Rede ist, so muß es natürlich heißen «pour la *première* moitié du 19e siècle». Da die Vorarbeiten zu Littrés *Dictionnaire de la langue française* in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich vollzogen und seine Publikation zwischen 1863 und 1872 stattfand, konnte Littré gar nicht die großen Autoren der 2. Hälfte des 19. Jh. berücksichtigen. Auffälliger ist dagegen schon, daß selbst die literarischen Größen der 1. Hälfte des 19. Jh. wie etwa Balzac, Stendhal und Hugo unter den von Littré zitierten Autoren nicht vertreten sind. Die nur für heutige Verhältnisse auffällige Absenz der zeitgenössischen Literatur in Littrés Wörterbuch erklärt sich aber letztlich aus der Konzeption der Lexikographie im 19. Jahrhundert. — Der ebenfalls im Vorwort zu Band V (p. XI) Montaigne zugeschriebene Begriff des «provignement» geht vielmehr auf Ronsard zurück.

Was den eigentlichen Wörterbuchtext der Bände IV und V des *TLF* betrifft, so ist bei der Reichhaltigkeit und Vielschichtigkeit der darin enthaltenen Informationen eine systematische Durchsicht der einzelnen Artikel natürlich unmöglich. Es soll daher lediglich auf ein paar Versäumnisse und Korrekturmöglichkeiten hingewiesen werden, die uns bei einer flüchtigen Durchsicht aufgefallen sind.

Bécane (4, 338): Im Zusammenhang mit der Herkunftsfrage findet sich zunächst die Bemerkung «orig. obsc.»; sie wird ergänzt durch die Wiederaufnahme eines Erklärungsversuches – abgesegnet von den etymologischen Autoritäten (Dauzat, Bloch-Wartburg) – wonach *bécane* mit dem Argotwort *bécant* «oiseau» und damit letztlich mit *bec* zusammenhängen könnte. Dem *TLF* ist aber entgangen, daß bereits 1971 in der *VRom. 30*, 77–83 ein Beitrag zur Herkunft unseres Wortes publiziert worden ist, in dem gezeigt wurde, daß sich *bécane* in wortstruktureller Hinsicht aus dem pejorativen Präfix *be-* und *cane* zusammensetzt. Entstanden ist *bécane* als volkstümliche Metapher für ein altes, ausgedientes Fahrzeug und entspricht in seiner Wortbildung exakt dem dt. *lahme Ente*, das in gleichem Sinne verwendet wird.

Brûlot (4, 1027): Die Bedeutung «journal polémique», die im Beispiel unter B4 vorliegen soll, existiert nicht. Im fraglichen Zitat wird eine Zeitung lediglich mit einem *brûlot* «bâtiment chargé de matières inflammables...» verglichen, weshalb das Beispiel unter A par métaphore zu stellen ist. Diese übertragene Verwendung von *brûlot* ist übrigens im *Grand Robert* durch vier weitere Beispiele belegt, die sich nicht im *TLF* finden.

Claustrophobie (5, 899) ist nach dem *TLF* zum ersten Mal belegt 1890 in P. Bourgets *Physiologie de l'amour moderne*. Der Terminus ist aber um einiges älter und geht zurück auf Dr. Benjamin Ball, der in der Sitzung der Société médico-psychologique vom 28. Juli 1879 einen Vortrag mit dem Titel «De la claustrophobie» verlesen hat (veröffentlicht in den *Annales médico-psychologiques, 6e série t. 2* (nov. 1879), 378–386). In der internationalen Psychiatrie hat sich die Bezeichnung *claustrophobie* dann sehr schnell durchgesetzt, was schon

daraus hervorgeht, daß bereits 1880 in der *Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde*. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Ärzte. (Bd 4 p. 9 s.v. *Delirium*) die Rede von *Claustrophobie* ist, wobei ausdrücklich auf B. Ball als Urheber des Terminus hingewiesen wird.

In Ergänzung zu dem in unserer ersten Besprechung des *TLF* Gesagten kann jetzt eindeutig nachgewiesen werden, daß der Terminus *agoraphobie* tatsächlich im Deutschen entstanden ist, was im *TLF* 2, 185 zu Unrecht angezweifelt wurde. In der Tat schreibt C. Westphal in einem Artikel mit dem Titel «Die Agoraphobie, eine neuropathische Erscheinung», der 1872 im *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* (Bd 3 p. 138ss.) publiziert worden ist: «Diese Furcht vor dem Durchschreiten von Plätzen resp. Straßen stellte derart das Hauptphänomen dar, daß ich, obwohl sie sich noch auf gewisse andere Situationen bezog, und daher die gewählte Bezeichnung – denn eine solche schien mir wünschenswerth – nicht ganz erschöpfend ist, das Wort Agoraphobie (*ἀγορά*), Platzfurcht, dafür bilden zu können meinte» (zit. nach Carl Westphals *Gesammelte Abhandlungen*, Berlin 1892, Bd 1, p. 354). Daß C. Westphal der Urheber unserer Bezeichnung ist, geht auch aus einer kurzen Mitteilung hervor, die ein Dr. Landenberger im *Medizinischen Correspondenz-Blatt des Württembergischen ärztlichen Vereins* vom 13. November 1872 (Bd XLII Nr. 33) unter dem Titel «Ein Fall von Agoraphobie» publiziert hat: «Einen Fall dieser seltenen, nicht genügend erklärten, von Westphal Agoraphobie, von Benedict Platzschwindel, von Brüke Schwindelangst, von Andern Eisophobie, Autophobie, genannten Affection des Centralnervenorganes, den ich seit fast 2 Jahren beobachte, will ich hier niederlegen, ...» (p. 257s.). Und in den *Annales médico-psychologiques, 5e série t. 16* (1876), p. 404ss., wird ein Sitzungsprotokoll der Société médico-psychologique veröffentlicht, das die Überschrift trägt: De la peur des espaces (agoraphobie des Allemands). Es kann also kein Zweifel daran bestehen, daß dieser psychiatrische Terminus in Deutschland entstanden ist und von dort in andere Sprachen gedrungen ist.

Zum Abschluß soll nicht versäumt werden, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß der *TLF* nach den verschiedenen Korrekturen an seiner Konzeption, die ihren Niederschlag in der Gestaltung der ersten Bände gefunden haben, seine definitive Form gefunden hat und das die jetzt eingeschlagene Marschroute konsequent beibehalten wird.

Otto Jänicke

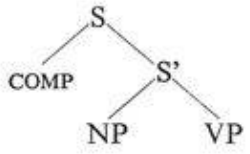
★

Josselyne Gerard, *L'exclamation en français*. La syntaxe des phrases et des expressions exclamatives, Tübingen 1980, X + 138 p. (*Linguistische Arbeiten 85*)

Die vorliegende französische Dissertation (3e cycle) ist unter der Leitung von Richard Kayne in Vincennes entstanden und setzt sich zum Ziel, die Struktur der bis anhin meist vernachläßigten Ausrufsätze im Rahmen der gTG (weiterentwickelte Standardversion) zu beschreiben. Dabei stellt sich natürlich zuerst einmal die Frage, was eine Exklamation ist bzw. wie diese Kategorie definitorisch gefaßt werden kann (p. 1ss.). Sicher unterscheiden sich die Ausrufsätze von der einfachen Assertion (Affirmation, Negation) durch eine affektische Komponente, die von der Verfasserin im Anschluß an die traditionellen Darstellungen auch keineswegs bestritten wird; sie weist aber gleichzeitig darauf hin, daß die gleiche Affektkomponente auch den *optatives* und den *impératives* zukomme und deshalb als Ausgliederungskriterium ungeeignet sei. Dies ist alles zweifellos richtig, nur wird leider der sich aufdrängende Schluß nicht gezogen: nämlich, daß wir hier letztlich eine einheitliche, durch ein spezifisches Intona-

tionsmuster konstituierte Kategorie haben[1], die durch spezifische Gegebenheiten im segmentalen Bereich nur subkategorisiert wird. Vielmehr versucht die Verfasserin, die Exklamation als Ausdruck eines extrem hohen, über demjenigen des Superlativs liegenden Grades (im quantitativen oder qualitativen Bereich) zu erfassen, was jedoch insofern noch nicht befriedigend ist, als es ja auch noch andere Ausdrucksmöglichkeiten für den hohen Grad gibt und somit erneut eine eindeutige Ausgrenzung der Kategorie nicht gegeben ist. Die Verfasserin greift deshalb zu einem Trick, indem sie die auffällige Tatsache, daß Ausrufsätze sehr oft (wenn auch bei weitem nicht immer![2]) im segmentalen Bereich «unvollständig» sind, zum Prinzip erhebt und für die Exklamation grundsätzlich einen «abgebrochenen» Charakter fordert, wobei die Unvollständigkeit entweder auf einen fehlenden Gradationsmarker oder auf eine fehlende *subordonnée* zurückgehen könnte: «... un énoncé exclamatif est un énoncé *tronqué* exprimant le haut degré, cette troncation pouvant résider dans l'absence, soit du marqueur de degré, soit d'une proposition subordonnée» (p. 3). Nur: was wird dann aus Sätzen wie *Tu es un salaud!*, *Elle est la plus belle!*, *Elle est infiniment belle!*, usw.? Der hier abgesteckte Rahmen scheint mir zu eng zu sein.

Kapitel I (p. 6–53) ist der Strukturbeschreibung der exklamativen Sätze gewidmet, wobei die Klassifikation nach exklamativen Partikeln erfolgt. Ausgangspunkt bzw. Basis der Darstellung ist die «Satzdefinition» von Bresnan, nach der in der Basis unter dem Symbol S zuerst ein Element COMP (*complémenteur* ~ Satzadv.) eingeführt wird, das dann allerdings in der Oberflächenstruktur nicht obligatorisch realisiert zu werden braucht:



Das Verfahren läuft darauf hinaus, einen dem Satz als Ganzes übergeordneten Knoten anzusetzen, was mir durchaus sinnvoll zu sein scheint; ich würde ihn allerdings noch dahingehend erweitern, daß ich in ihm auch die Satzmodalisatoren[3], intonative Elemente wie die Phraseme[4], usw. ansiedeln möchte.

In diesem Rahmen erfolgt nun eine sehr sorgfältige und detaillierte Untersuchung des syntaktischen Verhaltens der verschiedenen Exklamationspartikeln, bei dem alle nur erdenklichen Tests und Vergleichsmöglichkeiten genutzt werden. Wir können hier nicht die Einzelheiten des Vorgehens darstellen, sondern nur die wesentlichen Ergebnisse resümieren. Die Partikel *que* verhält sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts im wesentlichen wie ein Quantifikator; die Verfasserin schlägt deshalb vor, in all diesen Fällen das exkl. *que* in der Basis links vom quantifizierten Element/Syntagma zu generieren und dann (sofern nötig) über eine *wh*-Transformation an den Satzanfang zu verschieben. In der heutigen Sprache dagegen ist *que* als Exklamativpartikel selten geworden; tritt es gleichwohl noch auf, dann verhält es sich syntaktisch nicht mehr wie ein *quantifieur*, sondern vielmehr wie ein *complémenteur:* es ist also ein reiner *marqueur exclamatif* und deshalb direkt unter dem Symbol COMP einzuführen. – *Combien* findet sich als exklamative Partikel, v.a. bis zum 18. Jahrhundert, vorwiegend in eingebetteten Sätzen; sein syntaktisches Verhalten entspricht im großen und ganzen dem

[1] Cf. hierzu auch unten, p. 384/85.

[2] Cf. hierzu unten.

[3] Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *Der Prosatz «non»*, in: M. SCHECKER – P. WUNDERLI (Hg.), *Textgrammatik*, Tübingen 1975, p. 43–75, bes. p. 53–54 N 26, 63 N 44.

[4] Cf. P. WUNDERLI et al., *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, p. 53u. passim.

ursprünglichen Verhalten von *que*, weshalb es in der Basis ebenfalls innerhalb des Satzes links vom modifizierten Element zu generieren und dann über *wh*-MVT zu verschieben ist. Heute fehlt *combien* in der gesprochenen Sprache ganz; es tritt nur noch vereinzelt in der Literatursprache auf, weshalb eine «Anpassung» des syntaktischen Verhaltens (wie bei *que*) nicht stattgefunden hat. – Was die Partikeln *comme*, *si* sowie die exklamativen «Neuankömmlinge» *ce que* (Ende 19. Jh.), *qu'est-ce que* (20. Jh.; fam.) und *comment que* (20. Jh.; vulg.) angeht, so verhalten sie sich alle gleich: nämlich so wie das «moderne» *que;* wir haben also immer einen «complémenteur engendré directement en tête de phrase par la composante de base» (p. 37). D.h.: das gesprochene Modfr. (20. Jh.) hat nur diejenigen Partikeln bewahrt, die direkt unter COMP generiert werden und damit das exklamative System nicht unerheblich vereinfacht.

Allgemein zu diesem Kapitel wäre zu bemerken, daß die Darstellung hinsichtlich des «pivot exclamatif» (von der Exklamation betroffenes Element) unnötig kompliziert ist. Die Verfasserin behandelt jeweils nacheinander[5]: ε + V, ε + Adj., ε + Adv., ε + *modifieur d'adj.*, ε + *quantifieur*, ε + N. Diese Darstellung ist aber in verschiedenerlei Hinsicht unbefriedigend. Bei ε + Adj. liegt immer eine Verbalisierungstranslation mittels eines Auxiliars oder eines Semi-Auxiliars (*être*, *paraître*, *faire*, *avoir* usw.) vor, d.h. die korrekte Formel wäre ε: Aux. + Adj., wobei das von der Exklamation betroffene Element der *transférend* ist[6]. Bei ε + *modifieur d'adj.* haben wir eine Sequenz ε : Aux. + Adj. + Adv., bei ε + *quantifieur* eine Abfolge ε: V + Subst. + Det., bei ε + N eine solche von ε: V + N (c.o.d.). Oder mit anderen Worten: soweit es sich nicht um verblose Sätze handelt, betrifft die Exklamation immer ein verbales Syntagma (unterschiedlicher Konstitution). Greift man nun konsequent auf Tesnières Translations- und Dependenztheorie zurück, so kann man als allgemeingültige Regel formulieren, daß als eigentlicher Focus der Exklamation immer das letzte (hierarchisch niedrigste) Element der Kette bzw. des verbalen Syntagmas zu gelten hat. Damit wäre ein einheitlicher Nenner für die anscheinend so disparaten Typen in der Darstellung von Gérard gefunden – eine Lösung, der die Verfasserin übrigens selbst sehr nahe kommt, wenn sie p. 52 feststellt, daß «l'exclamation peut porter sur le verbe ou sur l'un de ses compléments ..., mais jamais sur le sujet».

Kapitel II (p. 54–98) untersucht die interne Struktur der exklamativen Sätze. Ein erster Teil ist den Verwendungsrestriktionen für die Exklamation gewidmet, und die Verfasserin stellt durchaus zu Recht fest, daß ein Ausruf normalerweise bei Verben, die die Etappe eines Prozesses markieren, ausgeschlossen ist – im Gegensatz zu den Verben, die eine Qualitätsveränderung zum Ausdruck bringen oder affektischer Natur sind. Sollte etwa die Exklamation nur in den Fällen zulässig sein, wo das Verb einer Gradation zugänglich ist? So verführerisch eine derartige Hypothese wäre, nach Auffassung der Verfasserin verbieten zahlreiche Ausnahmen (sowohl im einen wie im andern Sinne) es, sie als tragfähig zu betrachten: die Möglichkeit zur Exklamation würde nicht nur vom Verb, sondern auch vom Rest des Satzes abhängen (p. 56). Dies ist zweifellos richtig, aber nur insofern, als der Kontext die Graduierbarkeit des Verbs aufhebt oder schafft, bzw. als Indikator hierfür fungiert. Bei näherem Zusehen zeigt es sich nämlich, daß die Verfasserin die Verbbedeutungen immer als homogen betrachtet und die Möglichkeit von Sem- bzw. Sememdisjunktionen überhaupt nicht in Erwägung zieht. Trägt man diesen für jede strukturelle Semantik grundlegenden Gegebenheiten Rechnung, so kann man der Hypothese von Milner nur zustimmen, der die Exklamation vom (nicht neutralisierten) Vorhandensein eines Merkmals «Gradation» abhängig macht. Entsprechendes gilt nicht nur für den Exklamations-Focus Verb, sondern auch für die Bereiche Adjektiv, Adverb, *quantifieur* und *modifieur d'adjectif*. Gewisse Ausnahmeerscheinungen

[5] Wir verwenden das Symbol ε für die exklamative Partikel.

[6] Wir lehnen uns hier an an L. TESNIÉRE, *Eléments de syntaxe structurale*, Paris ²1965.

scheint es nur bei *trop*, *assez* und *énormément* zu geben (p. 60) – aber willkürliche Verwendungsrestriktionen sind immer und überall möglich. Auf jeden Fall dürfte die hier vorgeschlagene Rückbindung der Exklamation an die Gradationsfähigkeit – in Verbindung mit der Sem-/Sememdisjunktion – eine erhebliche Vereinfachung für die Beschreibung der Sachverhalte bringen.

Was die Ausführungen der Verfasserin zum Bereich der Nomina angeht (p. 60ss.), so scheint mir ihre Argumentation inkonsistent zu sein. Daß einerseits bei Subst. nach *que/combien* kein Artikel steht, ist selbstverständlich, soweit diese Partikeln selbst die Funktion von Quantifikatoren haben. Wenn nun aber andererseits nach *comme*, *si*, *ce que* usw. regelmäßig ein Artikel beim Subst. steht, so spricht dies keineswegs gegen die Quantifizierbarkeit als Voraussetzung für das Aufrteten einer Exklamation: vielmehr kommt dem Artikel die Rolle des Quantifikators zu, da ein anderer expliziter Quantifikator fehlt (*comme*, *si*, *ce que* etc. gehören ja gerade nicht in diese Kategorie!). Die Argumentation ist hier ganz offensichtlich nicht differenziert genug! Darüber hinaus beweisen die Tests mit *beaucoup* p. 62/63 überhaupt nichts, denn *beaucoup* leistet nur eine quantitative Gradation. Nun ist aber nach den Ausführungen der Verfasserin auch eine qualitative Gradation bei der Exklamation möglich – und gerade dies scheint uns in allen am a.O. angeführten Beispielen der Fall zu sein. Die Verfasserin argumentiert hier immer nur mit der Quantität und verliert die Qualität vollkommen aus den Augen!

Restriktionen gibt es auch hinsichtlich der präpositionalen Syntagmen (p. 64ss.): eine Exklamation scheint hier nur möglich zu sein, wenn die PP adverbielle Funktion bezüglich des Verbs ausübt (d.h. *déterminant* des Verbs ist) und durch ein eigentliches Adverb (auf *-ment*) ersetzt werden kann. Die Grenzfälle, wo dieser Test nicht funktioniert, werden von der Verfasserin eindeutig überbetont (p. 65/66): sie übersieht, daß es sich hier fast durchwegs um ein Problem des Lexikons bzw. der Wortbildung handelt, nämlich um die Nichtexistenz bzw. Nichtnormalität des entsprechenden *-ment*-Adverbs. Es wird hier einfach übersehen, daß das Lexikon oft unsystematisch und voll von Lücken ist. – Wenig zu überzeugen vermag das Unterkapitel über die Kombinationsmöglichkeiten von *comme* mit *ce que/qu'est-ce que* (p. 66–74), und auch was die Syntagmen mit *si/tant* angeht (p. 74–85), bleiben gewisse Wünsche offen. Zwar wird die komplementäre Distribution der beiden Partikeln (*si* > qualité; *tant* > quantité) richtig gesehen, doch bekommt die Verfasserin die Verwendungsbeschränkungen bei *tant* nicht richtig in den Griff (p. 80ss.): sie vermutet zwar zu Recht, daß es sich um ein semantisches Problem handelt, verkennt aber erneut, daß es sich nur mithilfe der Sem-/Sememdisjunktion lösen läßt. – Was schließlich die Inversion des Subjekts angeht (p. 85ss.), so findet sie sich heute nur noch mit *quel* und hat in diesem Fall als stilistische Transformation (*wh*-MVT) zu gelten. Die in der klassischen Sprache noch mögliche Inversion bei *que/combien* ist heute ausgeschlossen aufgrund des veränderten Status (*que;* cf. oben) bzw. des Verlustes der entsprechenden Konstruktion (*combien*).

Kapitel III schließlich behandelt die Frage der Einbettung exklamativer Sätze (p. 99ss.). Diese ist nach V, Adj. und *ce que* mit allen Partikeln außer mit *que* möglich, da die letzte Konstruktion immer automatisch als *Complétive* interpretiert wird. Was die Art der Einbettung angeht, so verhält sich der Ausrufsatz nach V und (Aux.+) Adj. wie eine *Complétive*, nach einer Präposition (bzw. PP) wie eine NP. – Die Frage, wie eingebettete Exklamationssätze, v.a. bei fehlendem Obersatz, zu generieren sind (p. 111ss.), leitet bereits zu Kapitel IV («elliptischer» Charakter der Ausrufsätze; p. 118ss.) über. Durchaus zu Recht lehnt die Verfasserin eine Tilgung von übergeordneten Elementen wie *regarder*, *c'est effrayant* usw. ab, da sie viel zu spezifisch sind. Sie plädiert vielmehr für eine «solution basique»: NP wird in der Basis wie S als Ausgangssymbol behandelt, was die direkte Generierung von Sätzen wie *Quel sale temps!* usw. erlaubt. Ein derartiges Vorgehen hat den großen Vorteil, daß es

verblose Sätze als der Basis zugehörig akzeptiert und so den Abstand zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur entscheidend verringert. Damit ist aber auch bereits der generell «elliptische» Charakter der Ausrufsätze in Frage gestellt. In der Tat lehnt es die Verfasserin denn auch ab, die Ausrufsätze aus «vollständigen» Konstruktionen abzuleiten; selbst Exklamationen wie *Quelle idee!* sind für sie (zu Recht) aufgrund der nicht-eindeutigen Ergänzbarkeit autonome Konstruktionen, die in der Basis unter NP generiert werden. Dies gilt sowohl für Nominalphrasen mit *quel, que, combien* als auch für solche ohne Quantifikator (z. B. *La sale farce!*). Um komplexe Strukturen vom Typ PP-NP etc. (z. B. *Pour un seul, que de biens!*) auf entsprechende Weise in der Basis generieren zu können, wird ein neues (schon für das Engl. postuliertes) Symbol E eingeführt, das sich nicht nur durch seine prinzipielle Verblosigkeit von S unterscheidet, sondern v. a. auch dadurch, daß die auf dieser Grundlage generierten Sequenzen nicht eingebettet werden können (p. 126ss.).

Die Arbeit bietet so eine Fülle von interessanten Resultaten und z.T. neuen Lösungsvorschlägen, die v. a. aufgrund der Tatsache Berücksichtigung verdienen, daß sie versuchen, möglichst nahe an der Oberflächenstruktur zu bleiben. Daneben können aber auch verschiedene Mängel nicht übersehen werden, auf die wir z.T. bereits hingewiesen haben und die erkennen lassen, daß die Arbeit noch nicht genügend ausgereift ist. Dies wiederholt sich auch im rein «Äußerlichen»: es wimmelt in der Studie von Wiederholungen, Doppelformulierungen usw., die dem Leser bald einmal lästig werden und die leicht zu vermeiden gewesen wären, wenn die Verfasserin etwas mehr Sorgfalt auf die Endredaktion verwendet hätte. – Der schwerwiegendste und in jeder Hinsicht entscheidende Mangel ist aber ohne Zweifel die Tatsache, daß hier eine Studie über die exklamativen Sätze vorgelegt wird, die die Gegebenheiten im Bereich der Intonation praktisch vollkommen vernachlässigt; nur ein einziges Mal (p. 74) wird ganz beiläufig darauf hingewiesen, daß es auch so etwas wie eine suprasegmentale Markierung der Exklamation gibt. Durch ihre (übrigens nirgends begründete) Beschränkung auf die rein segmental-syntaktischen Phänomene beraubt sich die Verfasserin aber gerade der entscheidenden Möglichkeit, den ganzen Fragenkomplex wirklich vollumfänglich in den Griff zu bekommen. Zwar läßt sich nicht bestreiten, daß – ähnlich wie im Bereich der Frage[7] – eine deutliche Interaktionsstruktur, ja evtl. sogar eine Interdependenzrelation zwischen segmentalem und suprasegmentalem Bereich besteht; die Untersuchungen von Léon dürften aber doch deutlich gemacht haben, daß die Exklamation ein primär intonatives Phänomen ist[8] und somit die segmentalen Aspekte nur nachgeordneten, teils sogar rein subsidiären Charakter haben. Nur schon die Tatsache, daß auch in ihrem eigenen Material eindeutig exklamative Beispiele zu finden sind, denen jedes segmentale Merkmal in dieser Hinsicht abgeht (z. B. p. 62 [Nrn. 455/456[9]], p. 124ss.) hätte eigentlich für die Verfasserin deutlich machen müssen, daß ihr Ansatz ungenügend ist – sie erkennt dies ebenso wenig wie die Tatsache, daß ihre p. 2 gegebenen nicht-exklamativen Beispiele ohne Ausnahme durch eine einfache Intonationsänderung in Exklamationen verwandelt werden können! Es scheint nun eindeutig zu sein, daß neben die segmentalen Ausdrucksmittel für den (qualitativ/quantitativ)

[7] Cf. hierzu z. B. P. Wunderli – P. Braselmann, *L'intonation des phrases interrogatives: Le type «Tu vas où?»*, *StCL 91* (1980), 649–60; P. Wunderli, *Die Intonation der Fragen vom Typ «Tu penses à quoi?»*, in: *Festschrift Hubschmid* (im Druck).

[8] Cf. P. R. Léon, *Systématique des fonctions expressives de l'intonation*, in: id., *Essais de phonostylistique*, Montréal-Paris-Bruxelles 1971, p. 43–56. – Cf. auch Wunderli, *Französische Intonationsforschung*, p. 308ss.

[9] Diese Beispiele sind übrigens falsch interpretiert: die Gradation betrifft nicht die Quantität, sondern die Qualität; aus diesem Grunde k a n n der Test mit *beaucoup* auch gar nicht funktionieren!

extrem hohen Grad die Intonationseinheit *exclamation*[10] als suprasegmentale Einheit mit gleicher Funktion gestellt werden muß. Dort, wo eine sowohl suprasegmentale als auch eine segmentale Markierung vorliegt, ist die Gradation redundant markiert; eine in Vorbereitung befindliche Untersuchung wird zeigen, daß in diesem Fall auf eine intonative Markierung oft verzichtet wird[11]. Eine intonative Kennzeichnung dürfte in der Regel auch bei Einbettung der exklamativen Sequenz fehlen – und gerade dies liefert die bei Gérard fehlende Begründung für die Tatsache, daß «dans tous les cas d'enchassement, l'exclamative perd, jusqu'à un certain point, sa valeur 'exclamatoire'» (p. 110)!

Die Nichtberücksichtigung der Intonation hat nicht nur für die Darstellung des Ausdrucks des «extrem hohen Grades» negative Folgen, sondern auch für weitere Bereiche. Sie verunmöglicht es der Verfasserin zu erkennen, daß die exklamativen Konstruktionen nur eine Subkategorie einer umfassenderen Klasse darstellen, die auch die imperativischen und die optativen Äußerungen umfaßt: es liegt in allen diesen Fällen nicht nur die gleiche Affektkomponente, sondern auch das gleiche Intonationsmuster vor (und gerade dieses ist für die Affektkomponente verantwortlich). – Und schließlich bedarf auch die erwähnte «Unvollständigkeit» der exklamativen Sätze bzw. Äußerungen noch einer Korrektur: «unvollständig» sind diese Konstruktionen oft (nach unserer Auffassung aber keineswegs immer!) im segmentalen Bereich; in suprasegmentaler Hinsicht sind sie aber immer vollständig, fehlt doch ein Phrasem (terminale Kontur) nie. Im Sinne unserer Satzdefinition[12] sind deshalb diese Sätze als vollständig und autonom zu behandeln – und gerade dieser Aspekt stellt ein wichtiges Argument für den Entschluß der Verfasserin dar, verblose Ausrufsätze nicht als elliptisch zu betrachten, sondern sie direkt in der Basis unter den Symbolen NP oder E zu generieren!

So bleibt denn der Eindruck dieser Arbeit letztlich unbefriedigend. Einer Reihe von guten Ideen und Ansätzen stehen Lücken und Versäumnisse gegenüber, die nicht ohne weitreichende Folgen bleiben. Daß hier ein wichtiger Fortschritt gegenüber unserem früheren Kenntnisstand bezüglich der Ausrufsätze erzielt wurde, ist unbestreitbar; ebenso sicher ist aber auch, daß die Darstellung des ganzen Fragenkomplexes bei weitem noch nicht ihre endgültige Form gefunden hat.

Peter Wunderli

★

Françoise Pouradier Duteil, *Trois suffixes nominalisateurs.* Un essai d'analyse actantielle, Tübingen (Narr) 1978, II + 213 p. *(TBL 115).*

Die vorliegende Bremer Dissertation, die im Januar 1976 eingereicht wurde, ist – obwohl erst mehr als zwei Jahre später erschienen – in ihrer ursprünglichen Fassung publiziert und nicht mehr überarbeitet worden; die Verfasserin beschränkt sich darauf, in den Anmerkungen und Fußnoten auf einige besonders gravierende Punkte, zu denen sie heute nicht mehr stehen zu können glaubt, hinzuweisen (cf. z.B. p. 64, 84). Anzusiedeln ist die Arbeit im Bereich der

[10] Ausdrucksseitig realisiert wird dieses suprasegmentale Zeichen – nach den neueren Erkenntnissen von Léon – durch eine Proeminenz (u.a. Ansteigen der Tonhöhe auf Niveau 5) auf dem Exklamationsfocus. Dies bestätigt Léons Hypothese, daß die *exclamation* nichts anderes als ein auf Satzebene transponierter Insistenzakzent ist.

[11] Wir kommen in dieser Hinsicht somit zu ähnlichen Ergebnissen wie bei der intonativen Frage- und Parenthesemarkierung.

[12] Cf. P. Wunderli, *Satz, Paragraph, Text- und die Intonation*, in: J. S. Petöfi (Hg.), *Text vs Sentence.* Basic Questions of Text Linguistics I, Hamburg 1979, p. 319–341.

Wortbildungslehre, und zwar im Teilbereich der deverbalen Substantivableitungen. Auch aus diesem Sektor wird aber nur ein kleiner Ausschnitt untersucht: die Suffixe *-age*, *-ment* und *-tion*, die zweifellos die häufigsten Bildungselemente dieses Funktionstyps sind. Dies ist zweifellos ein Nachteil der Arbeit, bleiben doch so alle Aussagen über die «Aufgabenteilung» zwischen den Suffixen und die Frequenzangaben mit einem nicht unerheblichen Unsicherheitsfaktor behaftet. Eine weitere Schwachstelle ist zweifellos, daß als Korpus das *Dictionnaire inverse du français* von A. Juilland dient. Obwohl sehr praktisch, ist diese Basis gerade für den Bereich der Wortbildungslehre außerordentlich problematisch: es fehlen die Einheiten mit relativ niedriger Frequenz und v.a. die *ad-hoc*-Bildungen. Dies bedeutet, daß Aussagen über die Produktivität der Suffixe nur noch sehr bedingt möglich sind (cf. z.B. p. 142 die nicht kontrollierbaren Produktivitätsangaben zu *-age* und *-ment*).

Was den theoretischen Rahmen der Arbeit angeht, schließt sich die Verfasserin der modernen Auffassung an, daß Wortbildungen letztlich eine Art verkürzte syntaktische Konstruktionen darstellen: Nominalisierungen wären Reduktionen von Sätzen zu Nomina bzw. Nominalsyntagmen. Die Verfasserin bemerkt zwar zu Recht, daß dieser Aspekt von der traditionellen Wortbildungslehre vernachläßigt worden sei (p. 2); es trifft aber keineswegs zu, daß die Entdeckung des syntaktischen Aspekts im wesentlichen ein Verdienst der generativen Transformationsgrammatik wäre: bereits Darmesteter[1], Saussure (von ihm stammt der Ausdruck *syntaxe interne* [*des mots*])[2] und Bally[3] behandeln wesentliche Bereiche der Wortbildung in diesem Sinne (wenn auch mit stark reduziertem technischen Apparat). Bereits hier zeigt sich einer der ganz entscheidenden Mängel dieser Arbeit: es ist die vollkommen ungenügende Beherrschung der Sekundärliteratur außerhalb des gTG-Bereichs (im weiteren Sinne). Geht man einmal die (ohnehin dürftige) Bibliographie[4] durch, so stellt man mit Erstaunen und zunehmender Verärgerung fest, daß es die Verfasserin offensichtlich für vollkommen überflüssig hält, sich mit den Ergebnissen von Forschern wie Bally, Coseriu, Darmesteter, Gauger, Guilbert[5], Höfler[6], Meyer-Lübke, Nyrop, Pichon, U. Wandruszka usw. zu befassen. Wenn es sich auch hierbei z.T. (und nur z.T.!) um historisch orientierte Arbeiten handelt, hätten sie gleichwohl für die Fragestellung der Verfasserin ohne Ausnahme mit Gewinn verwendet werden können und sie vor einer unrealistischen Einschätzung ihrer Ergebnisse bewahren können (cf. unten)! Auf weitere Mängel in der Literaturbeherrschung werden wir noch zu sprechen kommen. – Innerhalb des allgemeinen syntaktischen Rahmens entschließt sich dann die Verfasserin für die Übernahme des kasusgrammatischen Modells, wobei – allerdings mit Modifikationen bzw. Anleihen bei J. Anderson und Greimas – im wesentlichen der Fillmoresche Ansatz zum Tragen kommt. Vor diesem Hintergrund erscheint der Untertitel der Arbeit nicht explizit genug.

Die Untersuchung beginnt mit einem *Préliminaires* überschriebenen Kapitel (p. 1ss.). Nach der Diskussion des syntaktischen Charakters der Nominalableitungen, der Begründung für die Beschränkung auf *-age/-ment/-tion* und einem kurzen «Forschungsbericht» (der sich allerdings im wesentlichen auf gTG-Arbeiten zwischen 1967 und 1973 beschränkt [!], definiert die Verfasserin die Zielsetzung ihrer Arbeit folgendermaßen: «En définitive, mon travail doit

[1] Cf. v.a. A. DARMESTETER, *Traité de la formation des mots composés dans la langue française*, Paris [2]1894.

[2] Cf. hierzu WUNDERLI, *Zur Stellung der Syntax bei Saussure*, *ZRPh. 88* (1972), 483–506.

[3] Cf. CH. BALLY, *Linguistique générale et linguistique française*, Berne [4]1965.

[4] POURADIER DUTEIL, p. 202–07.

[5] Cf. v.a. die *Introduction* zum *LarLF*.

[6] Cf. v.a. POURADIER DUTEIL, p. 142, wo jede Differenzierung zwischen *Vitalität* (Analysierbarkeit, Motivation) und *Produktivität* im Sinne Höflers fehlt und der erste Terminus bedenkenlos anstelle des zweiten verwendet wird.

être considéré comme une tentative d'analyse des trois suffixes nominalisateurs -AGE, -MENT et -TION à l'aide d'un *système actantiel* inspiré des travaux de Fillmore, Anderson, Chafe (1970) et aussi, à l'origine, de Tesnière (1959) et de Greimas (1966)» (p. 20). Dazu kommt dann noch als Fernziel der didaktische Einsatz der Ergebnisse im Schulunterricht (p. 1).

Das 2. Kapitel (p. 21 ss.) versucht, den theoretischen Rahmen aufzureißen. Es beginnt mit einer gerafften Präsentation von Tesnières Ansatz und mündet in eine scharfe Kritik der Vermischung bzw. Gleichsetzung von semantischen (begrifflichen) und syntaktischen Aktanten- und Zirkumstantendefinitionen. Diese Kritik ist berechtigt und fundiert und hätte noch durch den Hinweis ergänzt werden können, daß es sich bei den begrifflichen Definitionen Tesnières um unkritische Übernahmen von Elementen (mit letztlich scholastischen Wurzeln) aus der traditionellen Grammatik handelt. Nicht zu rechtfertigen ist dagegen die Meinung der Verfasserin, daß damit der Ansatz der Dependenzgrammatik als unbrauchbar erwiesen sei. Es findet sich bei ihr kein Wort, kein Titel, die von einer Kenntnisnahme der kritischen Auseinandersetzung damit[7] bzw. der Weiterentwicklung von Tesnières Ansatz zeugen. In der BRD wären z. B. die Versuche von Heringer, Busse, Emons und Kotschi zu nennen[8], in der DDR die Arbeiten von Helbig, Schenkel, Helbig-Schenkel, Perl, Wotjak, Bondzio, etc., in Frankreich Fourquet. Diese Arbeiten hätten m. E. eine bedeutend solidere Grundlage für die gewählte Fragestellung geliefert als die Kasusgrammatik; v. a. hätte auch in Busse – Dubost[9] eine ideale Grundlage für die aktantielle Analyse von deverbalen Substantivableitungen aufgrund eines weiterentwickelten Tesnière-Modells zur Verfügung gestanden.

In einem nächsten Unterkapitel wird dann Fillmores Kasusgrammatik durchaus kritisch vorgestellt. Kritisiert wird v.a., daß das Inventar der Kasus von Artikel zu Artikel variiert und seine Einheiten nur allzu oft den Charakter von *ad-hoc*-Lösungen haben, daß das Inventar in keiner seiner Formen ausreicht, um alle auftretenden Fälle abzudecken, daß die Abgrenzung von intra- und extra-propositionellen Kasus weitgehend problematisch bleibt und daß die ganze Argumentation eine Reihe von Ungenauigkeiten, Konfusionen und willkürlichen Entscheidungen aufweist. Nach den Ausführungen der Verfasserin gewinnt man den Eindruck, daß Fillmore in dieser Hinsicht Tesnière kaum überlegen ist – umso mehr muß es überraschen, daß dem Fillmoreschen Ansatz (in etwas modifizierter Form) letztlich derart eindeutig und entschieden der Vorzug gegeben wird. Erstaunlich ist auch, daß der Zusammenhang der Abgrenzungsproblematik bei den intra- und extra-propositionellen Kasus mit derjenigen zwischen Aktanten und Zirkumstanten in Tesnières Modell bzw. mit Angaben und Ergänzungen in der deutschen Weiterentwicklung der Dependenzgrammatik nicht gesehen wird; wenn Fillmore als intra-propositionelle Kasus alle diejenigen ansieht, die als Subjekt oder Objekt fungieren können, bleibt er letztlich auf der Stufe von Tesnière stehen (und argumentiert genau gleich wie dieser); und es kann so auch nicht erstaunen, daß man bei ihm das Problem der obligatorischen und fakultativen Aktanten unter der Form von obligatorischen bzw. fakultativen intra-propositionellen Kasus wiederfindet! Hier hätte sich die Möglichkeit einer Reihe von Einwänden und Verbesserungsvorschlägen ergeben – die Verfasserin beschränkt sich dagegen im wesentlichen darauf, darauf hinzuweisen, daß der universalistische Anspruch der Kasusgrammatik sich schlecht mit der Tatsache vertrage, daß

[7] Cf. hierfür z. B. den Überblick von R. BAUM, *Dependenzgrammatik*, Tübingen 1976; ferner G. SEYFERT, *Zur Theorie der Verbgrammatik*, Tübingen 1976.

[8] Cf. H.-J. HERINGER, *Theorie der deutschen Syntax*, München ²1973, und *Deutsche Syntax*, Berlin – New York 1972 (vgl. hierzu auch HELGA ANDRESEN, *Der Erklärungsgehalt linguistischer Theorien*, München 1974); W. BUSSE, *Klasse, Transitivität, Valenz*, München 1974; R. EMONS, *Valenzen englischer Prädikatsverben*, Tübingen 1974; TH. KOTSCHI, *Probleme der Beschreibung lexikalischer Strukturen*, Tübingen 1974.

[9] Cf. W. BUSSE – J.-P. DUBOST, *Französisches Verblexikon*, Stuttgart 1977.

sich bei Fillmores Vorgehen von Sprache zu Sprache eine andere Zuordnung zu den beiden Gruppen ergeben würde (p. 30). Dies scheint mir allerdings kein Mangel, sondern eine zwingende Konsequenz zu sein: nur die Tiefenkasus haben «universellen» Charakter, während die Proposition bereits eine einzelsprachliche Erscheinung darstellt und deshalb auch einzelsprachlichen Gesetzlichkeiten unterliegt! – Ein weiterer Mangel der Darstellung ist die Tatsache, daß die Chronologie der Fillmoreschen Beiträge in der Diskussion weitestgehend vernachläßigt wird und oft der irrige Eindruck entsteht, verschieden zu datierende Aussagen hätten den gleichen Stellenwert. Gut und wichtig scheint mir dagegen die von der Verfasserin eingeführte Unterscheidung von *cumul actantiel* und *syncrétisme actantiel*: im ersten Fall hätten wir eine fakultative Erscheinung auf *parole*-Ebene (z. B. *Marie se lave*: okkasionelle Identität von Agent/Patient), im zweiten dagegen ein durch *langue*-Gegebenheiten bedingtes obligatorisches Phänomen (z. B. *Marie a pris son chapeau a Lilie:* Marie = Agent/Destinataire).

Schließlich wird auch noch das Kasusmodell von J. Anderson ausführlicher dargestellt (p. 48ss.). Ohne eine Kasusdefinition zu liefern, unterscheidet Anderson 4 Kasus: *ergatif* (Agent), *absolutif* (Objet), *locatif* (Lieu/But), *ablatif* (Origine/Destinataire). Dieses System wird aber letztlich gedoppelt: die Kasus werden – unter der gleichen Bezeichnung – einmal als begriffliche (semantische), dann als funktionelle (syntaktische) Kategorien aufgefaßt, die in verschiedenen Konstellationen miteinander kombiniert werden können[10]. Die Verfasserin kann sicher für sich in Anspruch nehmen, wesentliches zur richtigen Interpretation von Andersons Ansatz beigetragen zu haben, der sich aber gerade aufgrund des Mangels an Explizitheit kaum als Grundlage für die Materialanalyse verwenden läßt.

An diese kritischen Diskussionen schließt sich dann eine Skizze des «eigenen Modells» an (p. 61ss.), das sich im wesentlichen an Fillmore anlehnt, gleichwohl aber einige Modifikationen vornimmt. So wird z. B. bei den Aktanten im Rückgriff auf Greimas eine Opposition *destinateur/destinataire* eingeführt, bei den Prädikatoren aufgrund der ± intentionalen Haltung des Agent eine Unterscheidung zwischen *action* (+int.) und *procès* (–int.) getroffen. Das Aktanteninventar (Kasus) umfaßt letztlich die zehn folgenden Einheiten: Agent, Patient, Instrument, Experiencer, Destinataire, Destinateur, Lieu, Temps, But, Origine. Im Bereich der Prädikatoren werden (in Anlehnung an Chafe) folgende Typen unterschieden: Etat, Procès, Action, Action-Procès[11], Expérience[12]; darüberhinaus werden die Bereiche Procès und Action-Procès noch subkategorisiert (cf. p. 90–94). – Mit diesem Instrumentarium gerüstet nimmt nun die Verfasserin die Materialanalyse in Angriff, betont aber gleichzeitig, daß zahlreiche theoretische Probleme nicht gelöst sind, daß bei weitem nicht alle Unklarheiten und Widersprüche ausgeräumt werden konnten. Dies ist schon wenig erfreulich für die wissenschaftliche Analyse; wenn dann aber auch noch eine Umsetzung von Ansatz und Ergebnissen in den Schulunterricht anvisiert wird (p. 122ss.), dann werden Anspruch und Vorgehen schlicht verantwortungslos. Wie das etwa aussehen würde, zeigt ein abschreckendes Beispiel auf p. 124. Die Verfasserin kommentiert die Fehlleistung einer Schülerin, die eine Diskussion mit dem Satz «laissez-nous parler!» unterbricht und später erklärt, sie meinte, man solle weiterarbeiten. Der ganze Kommentar dreht sich nun um die (marginale) Interferenz dt. *laßt!* – fr. *laissez!*, die wohl kaum für das Scheitern der Kommunikation verantwortlich sein dürfte. Wie steht es aber mit den anderen Abweichungen von einer korrekten Äusserung wie *Laissons la discussion!* oder *Remettons-nous au travail!*?

[10] Cf. hierfür die Tabelle bei POURADIER DUTEIL, p. 59.

[11] Synkretismus von Action und Procès: «un Agent agit sur un Patient de telle sorte que celuici subit un Procès» (p. 89).

[12] Die Frage, ob diese Kategorie evtl. zu derjenigen des Etat zu stellen ist, bleibt offen (p. 90).

Zum Abschluß der Besprechung des Theorieteils nur noch zwei Bemerkungen:
– p. 107 wird behauptet, die Aktantenkonstellation bedinge die Wahl des Prädikators und nicht umgekehrt: «Un système qui veut se tenir le plus près possible des structures sémantiques est obligé de donner la primauté à la distribution actantielle, et c'est elle qui conditionne le choix du Prédicateur, ...» Dies scheint mir der Frage nach der Henne und dem Ei zu gleichen: zwischen Prädikator und Aktantenkonstellation besteht eine Interdependenzrelation, sie sind gleichrangig und bedingen sich gegenseitig! Ebenso unannehmbar ist die gegenteilige Position von Chafe und Anderson.
– p. 109 werden 4 Ebenen für die Anbindung der Kasus (Aktanten) unterschieden: intrapropositionell, extra-propositionell, am «Rest eines Matrixsatzes» und an einem (reduzierten) eingebetteten Satz. Problematisch sind die beiden letzten Fälle: die Reste eines Matrixsatzes sind extra-propositionell angebundene Elemente – nur handelt es sich eben um Satztranslate; entsprechendes gilt für den vierten Fall, dieses Mal aber auf intra-propositioneller Ebene!

Der Materialteil, der nur ein Drittel der gesamten Arbeit ausmacht, handelt nacheinander die Suffixe *-age* (p. 127ss.), *-ment* (p. 142ss.) und *-tion* (p. 161ss.) ab; das quantitative Ungleichgewicht wird noch dadurch verschärft, daß bei der Materialanalyse zahlreiche theoretische Probleme wieder aufgenommen und z.T. weitergeführt werden. Die Beschreibung der einzelnen Nominalisierungen wird so vorgenommen, daß jeweils der Typus des Prädikators und die Aktantenkonstellation angegeben werden[13]; Bildungen mit identischer Beschreibung werden in Listen zusammengefaßt. Es ist unbestritten, daß die gewählte Beschreibung oft auf Anhieb einleuchtet; daneben gibt es aber auch zahlreiche Fälle, wo man sich eine eingehendere Begründung der getroffenen Wahl wünschen würde[14]. Überdies ist eine Beschränkung der Beschreibung auf die inhaltliche Ebene unzureichend: wie ich anläßlich der Untersuchung der Präfixbildungen mit *avant-* gezeigt habe[15], gibt es auch auf rein syntaktischer Ebene wesentliche Unterschiede, die sich auf die Subklassifikation in unerwarteter Weise auswirken können – und Wortbildungen sind primär doch einzelsprachliche Erscheinungen und somit in entscheidender Weise von der (syntaktischen) Oberflächenstruktur abhängig!

Die Ergebnisse der Materialanalyse führen nun zu Aussagen wie, daß *-age* mit einem Prädikator «Action = Agent» (neben anderen) v.a. zur Bezeichnung von *bruits vocaux humains* dient, daß *-age* mit einem Prädikator «Action = Agent ou Instrument»[16] (neben anderen) v.a. *noms de mouvement* liefert, daß *-tion* eine Vorliebe für fremde Basislexeme zeigt, usw. Solche Aussagen über Feldbildungen sind nun keineswegs neu – die traditionelle Wortbildungslehre ist auch ohne Kasusgrammatik (und keineswegs in weniger präziser Form) zu ihnen gelangt! Was die Aussagen über Lexikalisierungserscheinungen (cf. z.B. p. 135/36 zu *arpentage*) angeht, so sind diese in traditionell orientierten Arbeiten in der Regel sogar bedeutend präziser und beruhen auf viel expliziteren Kriterien. Unbefriedigend auch, daß oft Verbalableitungen wie *dévergondage*, *surmenage* usw. undifferenziert neben Adjektivableitungen wie *veuvage*, *esclavage*, *servage* usw. stehen[17]. Unbefriedigend auch die Aussage zu der Liste von Konkreta auf *-age* p. 141, die alle keine Nominalisierungen (deverbale Substantivbildung) wären; dies ist zwar (aufgrund semantischer Gegebenheiten) synchronisch,

[13] Es ist allerdings unverständlich, was das Gleichheitszeichen zwischen Prädikator und Aktantenkonstellation soll, cf. z.B. *blanchissage (du linge)*: «Action-Procès = Patient/Agent».

[14] Cf. z.B. die Zuweisung des Prädikators Etat bei *surmenage* (p. 138).

[15] Cf. WUNDERLI, *Die Strukturen der Wortbildungen mit «avant-»*, in: *Festschrift Kurt Baldinger zum 60. Geburtstag*, Tübingen 1979, p. 330–60.

[16] Wo bleibt da die saubere Abgrenzung gegenüber der ersten Gruppe?

[17] Wobei noch zu begründen wäre, warum es sich hier um Adjektiv- und nicht um Substantivableitungen handelt!

nicht aber diachronisch richtig (cf. z.B. *entourage*, *tripotage*, *outrage* usw.); überdies heißt «keine Nominalisierung» noch lange nicht, daß «il faut les considérer comme des unités lexicales simples»: die Kollektiva vom Typus *feuillage*, *branchage*, *plumage* etc. sprechen in dieser Hinsicht eine eindeutige Sprache.

Die Liste der möglichen Einwände ist damit bei weitem nicht erschöpft. Es bleibt so letztlich die Enttäuschung über eine Arbeit mit vielversprechendem Titel, die aber auf einer zu wenig abgesicherten theoretischen Basis fußt und die hinsichtlich ihrer Ergebnisse bei weitem nicht den Stand der modernen Wortbildungslehre traditioneller Prägung erreicht. Entgegen der Ankündigung der Verfasserin liefert sie uns keineswegs eine deutliche Ausgrenzung der Anwendungsbereiche für die drei untersuchten Suffixe; es ergeben sich zwar gewisse Tendenzen – aber diese waren schon lange vor diesem Anwendungsversuch der Kasusgrammatik bekannt.

Peter Wunderli

★

ZDEŇKA STAVINOHOVÁ, *Les temps passés de l'indicatif dans le français contemporain*, Brno 1978, 158 p.

Die vorliegende Studie – in Brünn entstanden und von Josef Dubský und Otto Ducháček begutachtet – setzt sich zum Ziel, aufgrund eines reichhaltigen eigenen Materials, das aus 64 Texten der 30er- bis 60er-Jahre gewonnen wurde (p. 149/50), den heutigen Gebrauch der Vergangenheitstempora im Französischen darzustellen – ein nicht gerade originelles Unterfangen, verfügen wir doch mit den Arbeiten von Sten, Imbs und Weber über sehr gute deskriptive Untersuchungen zu diesem Bereich, die keineswegs überholt sind. Nun könnte man dem entgegenhalten, daß die theoretische Durchdringung des ganzen Fragenkomplexes in den letzten 30 Jahren doch erhebliche Fortschritte gemacht hat – aber gerade diese Fragen interessieren die Verfasserin höchstens am Rande[1], soll doch ihre Darstellung rein deskriptiver Natur sein. Auch dies ruft aber gleich wieder nach einem Einwand: wo gibt es denn eine deskriptive Darstellung, die ohne eine (evtl. nur implizite) Theorie auskommen könnte? Die negativen Folgen dieser theoriefeindlichen Haltung bleiben denn auch nicht aus[2].

Dargestellt werden soll v.a. die literarische Sprache, wobei die Verfasserin allerdings glaubt, über die Dialoge in Prosatexten und Theaterstücke der gesprochenen Sprache gleichwohl (wenigstens teilweise) Rechnung tragen zu können – auch dies ein theoretischer Fehlschluß, der verkennt, daß die erwähnten Textsorten selbst in moderner Literatur nur ausnahmsweise die gesprochene Sprache wirklich spiegeln, in der Regel aber primär die literarische Tradition repräsentieren. Dies deutlich herauszustellen wäre sicher auch für die anvisierte Zielgruppe der Untersuchung (Lehrer, Übersetzer) von Bedeutung, in deren Interesse die Verfasserin ein möglichst vollständiges Inventar der mit den einzelnen Formen erzielbaren

[1] Es fehlen denn auch ganz zentrale Werke in der Bibliographie, z.B.: K. HEGER, *Die Bezeichnung temporal-deiktischer Begriffskategorien im französischen und spanischen Konjugationssystem*, Tübingen 1963; K. HEGER, *Monem, Wort, Satz und Text*, Tübingen ²1976 (¹1971); G. HILTY, *Tempus, Aspekt, Modus*, *VRom. 24* (1965), 269–301; G. HILTY, *Das Tempussystem als Auffassungsschema der 'erlebten Zeit'*, *VRom. 26* (1967), 199–212; M. WILMET, *Etudes de morpho-syntaxe verbale*, Paris 1976; usw. – Generell fällt auf, daß die ganze durch das Tempusbuch von Weinrich ausgelöste Diskussion nicht berücksichtigt ist; Weinrichs Studie selbst erscheint nur in der ersten Auflage, während die grundlegend überarbeitete 2. Auflage unerwähnt bleibt; etc.

[2] Cf. unten.

Sinneffekte (Nutzwerte) geben will. – Dies führt dann zu folgendem Aufbau der Arbeit: Nacheinander werden jeweils in einem Hauptkapitel abgehandelt: *imparfait, passé composé, passé simple, plus-que-parfait, passé antérieur, passé récent, plus-que-parfait récent, formes surcomposées*; es folgen dann noch je ein Zusatzkapitel über die Konkordanzproblematik und die Frequenzgegebenheiten, wobei das Konkordanzkapitel (p. 127–35) sicher das beste des ganzen Buches ist, räumt es doch mit diesem alten Fetisch der präskriptiven Grammatik gründlich auf und zeigt, daß gerade die Nichtbeachtung der Konkordanzregeln ihre spezifische Funktion im Sinne einer Unterstreichung der Richtigkeit bzw. Objektivität der dargestellten Sachverhalte hat.

Innerhalb der einzelnen Hauptkapitel geht die Verfasserin dann im Prinzip so vor, daß sie für jedes Tempus eine Art von (leider apodiktischer, nicht weiter begründeter) Definition im Sinne eines Grundwertes gibt, aus dem dann die verschiedenen Nutzwerte ableitbar wären (p. 7), z.B.: *impf.* = «action passée dans son déroulement, dans sa continuité» (p. 7); *p. c.* = «action accomplie, mais qui reste à [un] certain point de vue proche du narrateur» (p. 32); *p. a.* = «action accomplie, d'aspect perfectif» (p. 105); etc. Allerdings fehlen auch die Fälle nicht, wo eine solche Sammelformel nicht gegeben wird und man sie sich selbst aus dem Text zusammensuchen muß, z.B. beim *p. s.* (p. 41): *action passée, perfectif, premier plan, pas de lien avec le présent*. – Das Nutzwertinventar, das mit Hilfe von Textbelegen und Grammatikeraussagen reichlich dokumentiert wird, sieht dann z.B. im Falle des Imperfekts folgendermaßen aus: *durée, répétition/habitude, simultanéité, narrativité, faits secondaires, description, introduction/rupture/clôture, stratification, pittoresque, dans les incises, action interrompue (tentative), cause/explication* – ein recht kunterbuntes Inventar, das schon auf den ersten Blick erkennen läßt, daß hier (u.a.) die verschiedenen sprachlichen Hierarchie- bzw. Wirkungsebenen wie Lexie, Syntagma, Satz, Paragraph, Text einfach undifferenziert nebeneinander gestellt werden; nirgends findet sich auch nur der leiseste Hinweis darauf, daß das Nutzwertinventar im Hinblick auf diese Ebenen eine durchaus sinnvolle Differenzierung erfahren könnte. Andererseits finden wir dann in den anschließenden «Ergänzungskapiteln» eine unnötige Überdifferenzierung: die Verfasserin unterscheidet z.B. beim Impf. (p. 26ss.) zwischen *transpositions stylistiques* (*impf. préludique, hypocoristique, de politesse*) und einem *emploi modal* (*impf. délibératif, d'imminence*). Nur: die «stilistischen Transpositionen» sind nichts weiter als (Tempus-) Metaphern, die als solche selbst modalen Charakter haben. Auch hier wirkt sich die mangelnde theoretische Grundlegung wieder aus, was umso ärgerlicher ist, als die Verfasserin p. 95 im Zusammenhang mit dem *plus-que-parfait de politesse* das Problem durchaus erkennt!

Positiv an der vorliegenden Arbeit ist sicher das reichhaltige und gute Material, und nützlich ist sicher auch die Zusammenstellung der verschiedenen Grammatikermeinungen zu den einzelnen Problemen. Daß die fehlende theoretische Grundlegung daneben leider zu schwerwiegenden Mängeln führt, ist aus dem Vorhergehenden schon deutlich geworden und soll im folgenden anhand einiger weiterer Aspekte nochmals verdeutlicht werden. Da wären zuerst einmal eine Reihe von Formulierungen, die die ungenügende theoretische Reflexion deutlich werden lassen. So liest man z.B. p. 18 zum *imparfait «de raccourci»*, daß «cet imparfait est une variante du passé simple»; p. 29 wird das *imparfait d'imminence* einfach als dem *conditionnel* gleichwertig bezeichnet und p. 94 ist die Rede davon, daß nach *à peine que* das *plus-que-parfait* gleichwertig mit einem *passé antérieur* sei. Es ist unbestritten, daß in bestimmten Kontexten die erwähnten Formen kommutieren können, sie aber deswegen als vollkommen synonym zu bezeichnen, geht nicht an: dadurch würden gerade wichtige Nüancen vernachläßigt und man spräche den fraglichen Formen in letzter Konsequenz ihren morpho-semantischen Eigenwert (und damit auch die stilistische Wirkungsmöglichkeit!) ab. Was in diesen Fällen vorliegt, ist gerade keine Synonymie, sondern vielmehr eine (relative)

Nutzwertkonvergenz. Aus dem gleichen Grunde kann man auch nicht sagen, das *imparfait pittoresque* habe (wegen seiner Kommutabilität mit dem *p. s.*) perfektiven Charakter: es bringt sein morphosemantisches Merkmal 'imperfektiv' wie in jeder seiner anderen Verwendungen mit ein, und gerade aufgrund des daraus zum Kontext entstehenden Kontrastes resultiert der besondere stilistische Effekt. In all diesen Fällen wird deutlich, daß die Verfasserin nicht hinreichend zwischen Monemsemantik und Kontextgegebenheiten unterscheidet bzw. statische (paradigmatische) und dynamische (syntagmatische) Gegebenheiten vermengt. – Unzutreffend ist sicher auch die Aussage p. 63, das *p. c.* habe das *p. s.* in der gesprochenen Sprache verdrängt. Woher sollen wir denn wissen, wie der Tempusgebrauch in der gesprochenen Sprache früher war? Sicher nicht aus den Theaterstücken des 17.–19. Jahrhunderts, die eindeutig den literarischen Standard repräsentieren. Wir müssen vielmehr davon ausgehen, daß unsere geschriebenen Dokumente bis zum 20. Jahrhundert im wesentlichen (in Weinrichs Sinn) die «erzählte Welt» repräsentieren und die «besprochene Welt» darin nur sporadisch durchschlägt. Oder mit anderen Worten: die angebliche Dekadenz des *p. s.* ist gar keine Dekadenz dieser Form, wir haben nur eine Verschiebung im Bereich der dokumentierten Textsorten. An Hinweisen auf die Vitalität des *p. s.* in den ihm eigenen neufrz. Verwendungsbereichen besteht denn auch kein Mangel!

Recht unkritisch ist auch das Referat der Grammatikermeinungen zu den einzelnen Problemen: sie werden einfach endlos aneinander gereiht und mehr als ein Hinweis auf die abweichende Terminologie findet sich kaum je – von einer Synthese ganz zu schweigen. Die theoretische Schmalbrüstigkeit wird auch darin sichtbar, daß die angebliche Nutzwertbeschreibung mit Nutzwerten oft nicht das geringste zu tun hat. Wenn z. B. beim Plusquamperfekt Kategorien erscheinen wie «fait ou événement important» (p. 90/91), «fait prévu» (p. 93/94), dann sind dies keine Nutzwerte, sondern vielmehr referentielle bzw. textuelle Extrapolationen; wenn zum gleichen Tempus Titel wie «phrase hypothétique» (p. 96), «hypothétique exclamative» (p. 99), «comparative conditionnelle» (p. 100), zum *passé antérieur* «subordonnée» (p. 105), «indépendante» (p. 108) usw. auftauchen, dann liegen schlichte Satztypbestimmungen, aber keine *effets de sens* vor. Und wieso werden in der Liste der Tempora ein *Plus-que-parfait surcomposé* (p. 122) und ein *Passé antérieur surcomposé* (p. 128) geführt, wenn die Verfasserin doch streng auf ihrem Korpus aufbauen will, dieses aber keine entsprechenden Formen enthält? Und wie sollte es auch! – es handelt sich bei den erwähnten Formen doch um typische Grammatikerphantome, die allerhöchstens einmal ganz isoliert als *ad-hoc*-Bildungen auftreten, keinesfalls aber als «normalisiert» gelten können.

Die Liste von Fragen und Einwänden dieser Art könnte noch beliebig verlängert werden – aber wozu? Die sicher nützliche, hinsichtlich der Dokumentation beachtenswerte Arbeit ist im theoretischen Bereich zu wenig überzeugend, als daß sie dem Lehrer oder Übersetzer wirklich als Hilfsmittel dienen könnte.

Peter Wunderli

★

Travaux de linguistique québécoise, publiés par Marcel Juneau, Georges Straka (t. 1), Lionel Boisvert, Marcel Juneau, Claude Poirier (t. 2 et 3), Québec (Les Presses de l'Université Laval) t. 1 1975, 355 p., t. 2 1978, 201 p., t. 3 1979, 327 p. *(Langue française au Québec, 4e section)*.

Die drei vorliegenden Bände, von denen der erste noch in Zusammenarbeit mit G. Straka von seinem früheren Schüler M. Juneau herausgegeben wurde[1], verstehen sich als ein Publika-

[1] Unter diesem Gesichtspunkt verwundert auch nicht die den Straßburger *Travaux de Linguistique et de Littérature* verbundene Konzeption, die G. Straka selbst im Vorwort unterstreicht (p. 10).

tionsforum im Gefolge der Arbeit am *Trésor de la Langue Française au Québec* (= TLFQ), so daß die überwiegende Anzahl der Artikel sich auf lexikologische und -graphische Fragestellungen bezieht. Mit dieser fachlich eingegrenzten Ausrichtung hebt sich die Zeitschrift von den verstärkt auftretenden Studien zu dem in Kanada gesprochenen Französisch[2] im Rahmen der sprachwissenschaftlichen Beschreibung frankophoner Varietäten ab[3], weil hier weniger die kontrastive Betrachtung *français de France* vs. *français canadien* im Vordergrund steht als das methodische Planen und Überdenken eines historischen Wörterbuchs, das das Forscherteam um M. Juneau auf lange Zeit beschäftigen wird.

Mit solchen Grundsatzfragen setzt sich im ersten Band K. Baldinger, *Français, français régional, dialecte et le français québécois (esquisse systématique sommaire)* (p. 13–17) auseinander, der in einem Diagramm die Interdependenz von diaphasischer, diatopischer *(français régional, dialecte, patois)* und diastratischer *(style littéraire, élevé, moyen, familier, populaire, vulgaire, joual, argots)* Ebene sowohl für den synchronen als auch für den diachronen Block des TLFQ aufzeigt. Dabei spielt in die Sprachentwicklung des *français québécois* die unterschiedliche Wechselwirkung zum *français de Paris* mit hinein, wie es schon J.-D. Gendron, *La définition d'une norme de langue parlée au Québec: une approche sociologique, RLiR 38* (1974), 207–8 ausgeführt hat. Einen Musterartikel des TLFQ stellt M. Juneau, *Un échantillon du futur TLFQ: carreau et ses dérivés* (p. 20–34) vor. V. Paradis, *En parcourant les «Livres de comptes» des Ursulines de Québec: une contribution à l'étude de l'ancien vocabulaire* (p. 35–53) und M. Juneau, R. L'Heureux, *La langue de deux meuniers québécois du milieu du XIX^e siècle* (p. 55–95) werten handschriftliche Materialien des 19. Jahrhunderts unter dem Gesichtspunkt kanadischfranzösischer Besonderheiten aus. Derartige Quellen wären im Grunde auch für das *français de France* zu analysieren, um etwa dokumentarisch abgesicherte Anhaltspunkte für die Historizität des *français populaire* zu gewinnen[4]. Zur Rekonstruktion der Québecer Aussprache des 17. Jahrhunderts zieht Cl. Poirier, *La prononciation québécoise ancienne d'après les graphies d'un notaire du XVII^e siècle* (p. 194–257) Notarsakten heran und kommt aufgrund der Schreibgewohnheiten zu dem Schluß, daß es sich handelt um eine «langue marquée de traits phonétiques appartenant à différents parlers d'oïl, une sorte de *koinè* dominée déjà par plus de 75% des grandes tendances héritées de sources galloromanes diverses et capitales pour la formation du parler québécois» (p. 255). Diese Hypothese erscheint jedoch m.E. solange verfrüht und diskutabel, bis sich absehen läßt, inwieweit entweder die Auswertung der gesamten Quellenlage im Québec des 17. Jahrhunderts die Vermutung einer schriftsprachlichen Koiné rechtfertigt oder das Fehlen poitevinischer Aussprachemerkmale als sporadische Besonderheit der betreffenden Kanzlei anzusehen ist. Für die von Poirier vertretene Schlußfolgerung bedarf es noch umfassenderer Studien zur sprachgeschichtlichen Ausbildung einer Québecer Schriftsprache. M. Massicotte-Ferland, *L'expression de la durée et du temps dans le parler rural de l'Ile-aux-Grues: étude lexicale* (p. 98–140) und M. Juneau, *Glanures lexicales dans Bellechasse et dans Lévis* (p. 141–191) untersuchen Begriffsfelder, die insbesondere vom dialektologischen Gesichtspunkt her im Vergleich mit der entsprechenden Verbreitung in den französischen Mundarten interessant sein dürften. Der wie auch die Beiträge von V. Paradis und Cl. Poirier aus einer *thèse de maîtrise* hervorgegangene Aufsatz

[2] Cf. etwa *Langue Française 31* (sept. 1976) mit dem Thema *Le français au Québec.*

[3] Cf. den ausgiebigen Sammelband A. VALDMAN (hg.), *Le français hors de France* (Paris 1979). Selbst die Sprachlehrforschung und Fachdidaktik des Französischen zeigt daran verstärktes Interesse, wie die Schwerpunktsetzung *Nicht-französisches Französisch* [sic!] von *Zielsprache Französisch 1* (1981) zeigt.

[4] Bislang hat lediglich G. GOUGENHEIM, *La langue populaire dans le premier quart du XIX^e siècle*, Paris 1929 einen Vorstoß in diese Richtung unternommen.

von G. Offroy, *Contribution à l'étude de la presse québécoise d'après la langue des journaux* (p. 257–321) untersucht Kanadismen in Zeitungen aus dem Jahre 1972, wenngleich einige beschriebene Erscheinungen (p. 290–293) entgegen ihrer auf die Syntax bezogenen Einschränkung (p.257) eher der Lexikologie zuzurechnen sind. Die Verfasserin befaßt sich mit den Personalpronomina, Nebensatzkonstruktionen, Adverbien und Präpositionen, wobei einige Detailbemerkungen angebracht sind: *s'attendre que* (p. 269/70) ist durchaus in M. Grevisse, *Le bon usage* (Gembloux, ^{9}1969), p. 1051 als normkonform aufgeführt; *alors que* (p. 271) muß nicht unbedingt ein Anglizismus sein, da es in temporaler Bedeutung auch A. Haase, *Syntaxe française du XVII^{e} siècle* (Paris, ^{6}1969), p. 374 kennt, so daß es sich ohne weiteres um einen Archaismus handeln kann. Die Unterscheidung von *parce que* und *puisque* (p. 274/5) wirkt überzogen und in der gesprochenen Sprache nicht nachvollziehbar. *Davantage* anstelle von *plus* (p. 283) findet sich auch im *français de France* häufig, wie die Beispielwiedergabe aus Schüleraufsätzen *ceux qui souffrent davantage que moi, il peut boire davantage d'eau*[5] zeigt. *Considérer* ohne *comme*-Anschluß (p. 289/90) läßt in diesem Fall auch an englischen Einfluß denken. Zum Gebrauch von *ne* (p. 293–8) liegt inzwischen zum Französischen in Montréal der soziolinguistisch aufschlußreiche Beitrag von G. Sankoff, D. Vincent, *L'emploi productif du ne dans le français parlé à Montréal, FM 45* (1977), 243–56 vor. Aus ihrer Untersuchung zieht G. Offroy den Schluß, daß die besprochenen Normabweichungen in der Syntax der kanadischen Zeitungssprache vorrangig auf Archaismen und westfranzösischen Dialekteinfluß zurückzuführen ist und daß dem Englischen als auslösendes Moment für Interferenzen nur eine marginale Rolle zufällt. Dies hängt aber mit den ausgewählten Bereichen zusammen, da andere syntaktische Erscheinungen sich sehr wohl als *calques* aus dem Englischen verstehen, wie etwa die im *français de Paris* seltenen Passivkonstruktionen *il a été décidé que, il a été constaté que, rien ne fut fait*, die dem Franzosen im Hinblick auf die *on*-Konstruktionen fremdartig anmuten. Hier ist amerikanisch-englischer Einfluß kaum zurückzuweisen, wie P. De Gorog, *Canadian French: Journalistic Usage, The French Review 38* (1964/65), 386 und M. Jones, *Some observations on the present state of Canadian French, Culture 21* (1960), 375 zu Recht vermuten. Erst die von G. Offroy geforderte umfangreiche Studie zur Syntax frankokanadischer Zeitungen (p. 321) wird zeigen, ob «l'influence de l'anglais reste somme toute marginale» (p. 321). Ein Wortindex (p. 323–335) und eine Bibliographie zu Québec (p. 337– 354) schließen den ersten Band ab.

Der zweite Band der Reihe, die M. Juneau von nun an gemeinsam mit L. Boisvert und Cl. Poirier herausgibt, bleibt dem selben Grundkonzept, in dem «la part du lion revient encore à la lexicologie historique et descriptive» (p. VII), verbunden: M. Juneau, *Un nouvel article d'essai du TLFQ: japper et ses dérivés* (p. 1–19), M. Massicotte, *A propos du terme maritime mâtereau en québécois* (p. 107–119), M. Juneau, *Chronique du TLFQ* (p. 175–179) stehen in engem Zusammenhang mit dem Wörterbuchprojekt. Anhand von sechzehn freien Texten stellt P. Martel, *Recherches sociolinguistiques dans la région de Sherbrooke (Estrie): Présentation et premiers résultats de l'étude lexicale de 16 textes libres* (p. 21–42) einen Vergleich mit den Häufigkeitswerten des *français fondamental* an, aus denen sich bei extremen Schwankungen gängige Kanadismen ablesen lassen wie im Fall von *chanceux, débarquer, embarquer* u.a. mehr. Allerdings sollte man deswegen nicht darauf bestehen, eine Frequenzstatistik in den TLFQ einzusetzen, da die gewonnenen Ergebnisse ohnenhin a priori so zu erwarten waren. Vielmehr erscheint es mir dringlicher, die ausstehenden Texttranskriptionen zugänglich zu machen und daraufhin das in dieser knappen Form unverständliche und wohl willkürlich festgesetzte diastratische Schichtenmodell – *niveau soigné, moyen, familier* (p. 23)

[5] K. Knop, *Dürfen französische Schüler so schreiben, Praxis des neusprachlichen Unterrichts 6* (1959), 93.

bedürfen der Erläuterung! – zu diskutieren. Als verdienstvoll zu würdigen ist der Beitrag von Cl. Poirier, *L'anglicisme au Québec et l'héritage français* (p. 42–106), der vermeintliche Anglizismen im Hinblick auf mögliche Ursprünge im *langage populaire* und den westlichen Dialekten Frankreichs überprüft und dabei englischen Einfluß in 43 Fällen zurückweist bzw. z.T. für unwahrscheinlich erachtet. Der Beitrag wird durch eine gewissenhaft erarbeitete «liste provisoire des travaux sur l'anglicisme au Québec» (p. 101–106) abgerundet. J.-M. Léard, *Essai d'interprétation de quelques faits de morphologie du québécois* (p. 121–142) versucht auf der Grundlage der Guillaumeschen Grammatik eine strukturell ausgerichtete Morphologie mit sprachhistorischen Gesichtspunkten zu verbinden. Als Ansatzpunkte dienen ihm die femininen Demonstrativa *sta*, *stè(l)la*, die Personalpronomen *nous autres*, *on*, *y*, *ils* (für das Femininum), *eux-autres*, *a* sowie die Adverbialbildung im *québécois*. R. Martel, *Le système phonologique du français de Lewiston, Maine* (p. 143–179) veranschaulicht die Unterschiede zum *français de Paris*, ohne allerdings auf die im Systemvergleich besonders relevanten suprasegmentalen Merkmale einzugehen.

Im dritten Band geben M. Juneau, Cl. Poirier, *Le TLFQ: une approche d'un vocabulaire régional* (p. 1–139) einen ausführlichen Bericht über die lexikographischen Grundsatzfragen des Wörterbuchprojekts. Die Zielsetzung, den TLFQ als «un modèle de dictionnaire de français régional» (p. 1) zu konzipieren, stuft die Varietät des *français canadien* schlechthin als Regionalfranzösisch ein, was in der frankokanadischen Sprachwissenschaft sich erst im Laufe längerer Diskussionen abzeichnete[6]. Als Novum in der neueren Lexikographie ist die Absicht herauszustellen, den TLFQ als «vaste répertoire lexical panchronique» (p. 2) aufzubauen, denn bislang sind syn- und diachrone Ansätze säuberlich getrennt worden. Neben Nomenklatur- und Korpusbeschaffenheit stehen Ausführungen zu «informatique et micro-édition» (p. 15–80) im Vordergrund. Aus einer *thèse de doctorat* ist der Beitrag von Cl. Verreault, *Les adjectifs en -able en franco-québécois* (p. 141–249) hervorgegangen, der 216 Adjektive auf *-able* untersucht, die in Frankreich selbst nicht gebräuchlich sind. J. Hamelin, *La dimension historique du problème linguistique* (p. 251–269) erläutert die geschichtliche Entwicklung des kanadischen Sprachenkonflikts. L. Boisvert, *Bazou: contribution à l'histoire d'un mot (ou histoire d'une contribution)* (p. 271–277) vollzieht das Vordringen von *bazou* «voiture démodée ou délabrée» in das *français populaire* von Québec und Teilen der Acadie nach und setzt es in Verbindung mit dem britischen und angloamerikanischen Slangwort *bazoo*. Boisvert vermutet ein Eindringen in das Französische Kanadas durch die Vermittlung des Militärjargons zwischen 1914 und 1918, wobei allerdings noch Belege ausstehen. Ebenfalls im Zusammenhang mit dem TLFQ steht der Probeartikel von M. Massicotte, *Les articles bacul face au fichier lexical et à la nomenclature du TLFQ* (p. 297–321). Messungen zur Bestimmung der Stabilität von Vokalen je nach lautlicher Umgebung nimmt C. Ouellon, *De la relative stabilité des voyelles françaises d'après un groupe d'informateurs* (p. 279–295) vor und bestätigt schon seit längerem bekannte Erkenntnisse über die Abhängigkeit der Vokallänge und des Öffnungsgrades von den benachbarten Okklusiven. Der Band schließt mit der *Chronique du TLFQ* von M. Juneau (p. 323–325) ab; da die längeren Einzelbeiträge eigene Wortregister aufweisen, ist gegenüber den ersten beiden Bänden auf einen Index verzichtet worden.

Die Schaffung des neuen Publikationsorgans stellt nicht nur für die Lexikographie in Kanada eine willkommene Bereicherung dar, sondern erweist sich auch für jeden Romanisten als ein nützliches Hilfsmittel, der die noch vielfältigen Probleme des in Kanada ge-

[6] Cf. dazu G. LEFEBVRE, *L'étude de la culture: la linguistique*, F. DUMONT, J. MARTIN (hg.), *Situation de la recherche sur le Canada français* (Québec 1962), p. 237–249 und R. VALIN, *Le français canadien, Vie et Langage 3* (1955), 104–110.

sprochenen Französisch behandelt. Somit sind die Beiträge nicht als Nebenprodukt des TLFQ aufzufassen, sondern vielmehr als eine Dokumentation, die das intensive Interesse der Frankokanadier an ihrer eigenen Sprachvarietät bezeugt. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Reihe in Zukunft einen regelmäßigeren Erscheinungsrhythmus erfährt und der vielversprechende Anfang kontinuierlich ausgebaut wird. Den Studien zum Französischen in Québec vor allem in sprachhistorischer Sicht kommt damit eine Bedeutung zu, die allzu lange vernachlässigt worden ist.

Edgar Radtke

★

M.ª Antonia Martín Zorraquino, *Las construcciones pronominales en español. Paradigma y desviaciones*, Madrid (Gredos) 1979, 413 p.

M.ª A. Martín gehört zu jenen spanischen Linguisten, welche in letzter Zeit entscheidend zur Repatriierung der Erforschung der spanischen Syntax beigetragen haben. Viele von ihnen sind wie die Autorin aus der Zaragozaner Schule von F. Monge hervorgegangen. Die vorliegende Arbeit behandelt einen Themenkreis, der ebenfalls schon von verschiedenen, meist ausländischen Hispanisten untersucht worden war, wohl weil gerade die Reflexivkonstruktionen eine der Hauptschwierigkeiten bei der Vermittlung des Spanischen als Zweitsprache darstellen. Zum einen gibt es so verschiedene Strukturtypen wie das unpersönliche «se canta», das Passiv «las obras se han terminado», die Reflexivverben in der Art von «Juan se arrepiente de su conducta» oder die 'Gelegenheitsreflexiva' wie «Pedro se come dos bocadillos»; zum anderen besteht eine Reihe von Mischformen mit teilweise umstrittenem Status, wie «se vende pisos» (fehlende Konkordanz), «se admira a los héroes» (unpersönliche Verbform mit persönlichem Objekt), oder «se admiran a los héroes» (falsche Konkordanz der Verbform). Diese Formen werfen die Frage der Zugehörigkeit zum sprachlichen Standard auf, ferner ergeben sich Interpretationsprobleme, was etwa die Abgrenzung von Aktiv und Passiv, von Unpersönlichkeit und indefiniter Persönlichkeit sowie vor allem die Einordnung der verschiedenen Verbalhandlungen mit ihren menschlichen bzw. dinglichen Aktanten betrifft. Die Auseinandersetzung mit der Tiefenstruktur der einzelnen Bauformen erweist sich hier als besonders schwierig, und sie scheint deshalb auch von den Generativisten als eigentliche Herausforderung aufgefaßt worden zu sein.

Die Verfasserin baut ihr Buch als umfassende Synthese aller bisher erarbeiteten Ansätze auf. Im Gegensatz zu den meisten von ihren Vorgängern ist ihr jedoch eine organische Verbindung von moderner Sprachtheorie generativer Prägung und Corpusanalyse, eine Berücksichtigung sowohl des Systems als auch des konkreten Sprachgebrauchs gelungen. In diesem Sinne ist der Untertitel *Paradigma y desviaciones* zu verstehen, der zugleich die damit zusammenhängende Zweiteilung des Werks signalisiert.

Den ersten Teil leitet ein ausführlicher Forschungsbericht zu den Auffassungen der wichtigsten Grammatiker und den zahlreichen Einzeluntersuchungen ein. Vor allem die Arbeiten des Coseriu-Schülers N. Cartagena und der Generativisten S. Babcock und J. Schroten werden eingehend diskutiert[1]. Für Cartagena, dessen Beschreibung der Pronominalkonstruktionen die Autorin als ausnehmend detailliert und exakt lobt, ist das Reflexivpronomen

[1] N. Cartagena, *Sentido y estructura de las construcciones pronominales en español*, Universidad de Concepción, 1972; S.S. Babcock, *The syntax of Spanish reflexive verbs. The parameters of the middle voice*. The Hague, Mouton, 1970; J. Schroten, *Concerning the deep structures of Spanish reflexive sentences*, The Hague, Mouton, 1972.

grundsätzlich das Morphem der *no oblicuidad*, d. h. der Verbalakt überträgt sich auf kein weiteres Satzglied und wird dadurch intransitiv. Schroten unterscheidet zwischen *pseudoreflexive sentences* («se canta», «se venden pisos») und den übrigen *reflexive sentences*. Die ersten enthalten nichtspezifizierte menschliche Agentive ohne phonetische Repräsentation, wobei durch Transformationen *se* eingeführt wird, das Schroten allerdings nicht für ein Subjektspronomen hält, wie dies andere Linguisten getan haben. Man sieht, Schroten geht von der Kasusgrammatik Fillmores aus. M.ª A. Martín übernimmt nun sowohl die Hauptteile des Fillmoreschen Modells als auch den spezifischen Ansatz von Schroten, den sie mit seinen nur vier Transformationsregeln als den kohärentesten und elegantesten betrachtet. Von großer Bedeutung sind für sie zudem die Beziehungen zwischen Subjekt und Prädikat, welche sie in Übereinstimmung von Genus und Person, in Wortstellung und Verteilung der übrigen Satzteile aufgliedert. Entgegen Schroten hebt sie jedoch hervor, daß *Agentiv* und syntaktisches Subjekt nicht identisch zu sein brauchen. Was das Kasusmodell Fillmores betrifft, schließt sie sich den Verbesserungsvorschlägen von A. M. Bartrina[2] an, indem sie insbesondere anstelle von Fillmores *Dativ* zwischen *Dativ* und *Experimentator* unterscheidet. Ihrem Ziel, den Interpretationsspielraum, den sie am Fillmoreschen Modell kritisiert, möglichst auszuschalten, kommt sie damit zweifellos näher. Trotz allem spielt aber die Intuition auch bei M.ª A. Martín eine – zwangsläufig – bedeutende Rolle, so etwa, wenn sie im Beispielsatz «El se vio (a sí mismo) en un espejo» (p. 90) das Satzsubjekt als «*Experimentador* que adopta algunos rasgos propios de un *Agentivo* (la voluntariedad: + *Intención*)» auslegt.

In diesen theoretischen Überlegungen wird auch der Genusdiathese beim Verb ein Kapitel gewidmet, welches an die früher oft vertretene Ansicht, das Reflexivpronomen sei das Morphem des Mediums, anknüpft. Während S. Babcock voraussetzt, daß es im Spanischen so viele Genera verbi gebe wie Pronominalkonstruktionen und daß diese in den Zusammenhang der klitischen Personalpronomen (Theorie der Objektkonjugation) zu stellen seien, hält M.ª A. Martín die Genusdiathese für ein sprachliches Universale, das allerdings etwa im Spanischen verschiedene formale Ausprägungen besitze. Zu Recht stellt sie auch in Abrede, daß das Passiv nicht in der Tiefenstruktur enthalten sei, sondern erst durch eine Oberflächentransformation zustandekomme, wie dies bis vor kurzem die Generativisten behaupteten.

All diese Erwägungen münden schließlich in die Aufgliederung der einzelnen Konstruktionen aus, die wir hier kurz zusammenfassen wollen:

1. «El se mató a navajazos.»
   Die Möglichkeit, das Reflexivpronomen durch die Wendung *a sí mismo* zu verstärken, weist auf die Transitivität dieses Strukturtyps hin.

2. «El se levantó a las diez.»
   Die Transitivität ist blockiert, was sich in der Unmöglichkeit der Verstärkung durch *a sí mismo* äußert.

3. «María se asustó cuando oyó la noticia.»
   Die Transitivität fehlt hier ebenfalls, außerdem ist das Subjekt nicht *Agentiv*, sondern *Experimentator*.

4. «Ella se puso el abrigo.»
   Diese Bauform enthält *Agentiv*, *Objektiv* und *Dativ*, wobei der erste und der dritte Kasus hier zusammenfallen.

[2] A. M. Bartrina Campos Mc Coy, *A case-grammar classification of Spanish verbs*, Columbia University, Ph.D. 1969.

5. «Juan se cortó el pelo.» (= «Juan se hizo cortar el pelo.»)
   Das grammatikalische Subjekt ist nicht *Agentiv*, sondern *Experimentator*.

6. «Los novios se besaron.»
   Diese reziproke Konstruktion kann nach der Verfasserin auf unterschiedliche Tiefenstrukturen zurückgehen: 〈= «El novio *besó a* la novia y la novia *besó al* novio.»
   Dagegen:
   «Juan y Pedro se reunieron.»
   〈= «Juan *se reunió con* Pedro y Pedro *se reunió con* Juan.»

7. «María se comió el pastel.»
   Die syntaktische Einordnung dieser Funktion des Reflexivpronomens hat den Hispanisten von jeher großes Kopfzerbrechen bereitet. Nach M.ª A. Martín hebt die übrigens auch in anderen romanischen Sprachen sporadisch bekannte, im Spanischen aber sehr verbreitete Konstruktion «el deseo del hablante de atraer hacia la esfera personal del sujeto un proceso verbal cuyo límite le es externo» hervor (p. 108). Sie weist dem Reflexivpronomen deshalb die Funktion eines *Lokativs* zu und betont die weitgehend lexikalische Bedingtheit solcher Wendungen.

8. «Juan se marchó.» «Pedro se durmió.»
   Vollends zum Lexikon gehören diese Konstruktionen, deren Unterschiede zu den entsprechenden nichtreflexiven Verben kaum noch grammatikalischer, sondern rein semantischer Natur sind. Das Pronomen unterstreicht allenfalls die Lokalisierung des Prozesses im Subjekt.

9. «La ropa se secó al sol.»
   Die Bauform ist mit der unter 3. angegebenen verwandt, enthält jedoch als Satzsubjekt ein *Objekt*, d.h. einen unbelebten Gegenstand, während das Subjekt in 3. das Kennzeichen [+ menschlich] trägt und einen *Experimentator* darstellt.

10. «Se venden libros.»
    Entspricht Schrotens *pseudo-reflexive sentences*.

Vergleicht man diese Einteilung mit derjenigen von Schroten, so erscheinen in beiden im wesentlichen dieselben Kategorien. Bei M.ª A. Martín fehlt einzig Schrotens 9. Bauform, nämlich die Reflexivverben, zu denen es kein nichtreflexives Gegenstück gibt. Abgeschlossen wird der erste Teil durch die Formalisierung der einzelnen Strukturtypen und die Aufstellung der Transformationsregeln, welche die Überführung der Fillmoreschen Kasus in die einzelnen Reflexivkonstruktionen erlauben.

Damit kommen wir zum komplizierteren, aber deshalb nicht minder interessanten zweiten Hauptabschnitt, in dem die Abweichungen von dem eben zusammengefaßten Paradigma, die größtenteils aus verschiedenen Strukturelementen zusammengesetzten Mischformen, beschrieben und beurteilt werden. Dieser Teil relativiert und ergänzt das Erklärungsmodell, wobei geographische Verbreitung, Häufigkeit und Zugehörigkeit zum sprachlichen Standard der betreffenden Wendungen sowohl für das europäische wie für das amerikanische Spanisch anhand von Corpusanalysen und Sprechertests untersucht werden. Die erste und vielleicht wichtigste dieser abweichenden Bauformen umfaßt die von Grammatikern und Linguisten häufig diskutierte Gruppe der nichtkonzertierten Reflexivsätze «se vend*e* los libros», «se vend*e* libros», «se busc*a* criados». Die Varianten mit unbestimmter Nominalphrase sind seit dem 13. Jahrhundert belegt, werden aber noch von dem Grammatiker J.R. Cuervo als unkorrekt zurückgewiesen und erfahren erst in neuerer Zeit bei einer Reihe von lateinamerikanischen Autoren, denen sich in Spanien Unamuno anschließt, eine gewisse Aufwer-

tung, da man das Pronomen *se* als genaue Entsprechung des frz. *on* auffaßt. Die Verfasserin zeigt, daß diese Konstruktion in Modalverbverbindungen besonders häufig anzutreffen ist, kommt dann aber doch zum Schluß, daß die nichtkonzertierte Form zwar vielfach belegt ist, in den meisten Textgattungen jedoch eindeutig in der Minderheit auftritt. Die Sprechertests bestätigen dieses Bild: 7 Personen wurden 20 Varianten der nichtkonzertierten Konstruktion zur Bewertung vorgelegt, wobei jede Testperson die Annehmbarkeit der einzelnen Sätze nach einem System von 0 bis 3 Punkten einzustufen hatte. Dabei erwies sich, daß die Varianten, in welchen eine bestimmte Nominalphrase dem Verb vorausgeht («En España, las tiendas se abre a las nueve», «Estos problemas se puede resolver con regla de cálculo»), als besonders ungrammatikalisch empfunden werden (p. 201/202). Ein weiteres erwähnenswertes Ergebnis ist die fast ausnahmslose Annahme des von Cuervo ebenfalls beanstandeten Typs «se vive feliz», «se está tranquilo». Allerdings muß beigefügt werden, daß die Testpersonen mit einer Ausnahme alle Hochschulbildung besaßen. Es ging der Autorin also offensichtlich nur um eine Bestätigung der Corpusdaten durch besonders normbewußte Sprecher.

Eine wichtige Frage, die anschließend aufgeworfen wird, betrifft die Funktion der Nominalphrase in den Reflexivkonstruktionen. M.ª A. Martín scheint dem Subjekt einen festen Platz vor dem Verb einzuräumen, wenn sie von Sätzen «que contienen el SN en la posición del sujeto» spricht (p. 200). Die Tatsache, daß in Pronominalwendungen die Nominalphrase oft auf das Verb folgt, interpretiert sie deshalb als Anzeichen dafür, daß diese ein logisches Objekt darstelle (p. 219). Ferner beobachtet sie in solchen Sätzen eine «atracción (...) entre el rasgo [+ determinado] para los SN de cosa, y la posición y función propias del sujeto» (p. 223). Als Beweis für die These des logischen Objekts wertet sie schließlich die Agrammatikalität des Satzes *«En esta tienda se venden pasteles y son llevados a domicilio» (p. 231), in welchem *pasteles* ihrer Ansicht nach das Objekt des ersten Gliedsatzes darstellt und deshalb nicht als Subjekt des zweiten auftreten kann. Es stimmt zweifellos, daß die dem Verb vorausgehende NP im Spanischen meist einen Determinanten besitzen muß. Aber daß sich der Gegensatz bestimmt–unbestimmt an der Opposition zwischen Subjekt und Objekt festmachen läßt, leuchtet nicht recht ein. Vielmehr scheint er mit der Thema-Rhema-Struktur des Satzes bzw. mit der thematischen Progression des Textes zusammenzuhängen. Die Umstellung der erwarteten Normalfolge Subjekt–Verb ist im Spanischen bekanntlich besonders häufig, und zwar sowohl bei bestimmten wie unbestimmten Nominalphrasen, wie die Beispiele «escaseaba el pan», «se presentó el jefe de sección», «hubo ciertos problemas», «amaneció un día lluvioso» etc. andeuten[3]. Allerdings ist die Anordnung Verb–Subjekt im Falle der unbestimmten Nominalphrase ungleich zwingender als bei der bestimmten; das vorangestellte Verb führt also unidentifizierte Begriffe in den Text ein, eine Erscheinung, die vor allem bei den sogenannten Existenzverben (*hay*, *existe*, *se encuentra*, etc.) unübersehbar ist. Nun sind natürlich M.ª A. Martín die Prinzipien der funktionalen Satzperspektive auch bekannt und werden von ihr auch tatsächlich in ihre Theorie eingebracht. Sie spielen jedoch im ganzen gesehen eine eher untergeordnete Rolle und betreffen eigentlich nur die Oberflächenstruktur. Denn wenn die Verfasserin davon ausgeht, daß Subjekt und Objekt in der Tiefenstruktur feste Plätze einnehmen, so muß sie Folgen wie «no se pueden leer estos libros (...)» durch Oberflächentransformationen erklären (p. 235). Die Frage lautet hier einfach, ob die Annahme fester Funktionsstellen in der Tiefenstruktur für eine Sprache mit so vielfältigen Ordnungsmustern wie das Spanische noch sinnvoll ist.

[3] Cf. D.L. Bolinger, *Meaningful word order in Spanish. BF 8* (1955), 45–56; J. Dubský, *L'inversion en espagnol, Sbornik Praci Filosofické Fakulty* (Brno) *9* (1960), 111–122; A.G. Hatcher *Theme and underlying question. Two studies of Spanish word order*, New York, 1956.

Auf den engen Zusammenhang zwischen den Pronominalkonstruktionen und der Genusdiathese wurde bereits hingewiesen. Im zweiten Teil untersucht M.ª A. Martín nun konkrete Einzelfälle auf die aktive bzw. passive Bedeutung der Verbalhandlung. Sie nimmt hier eine sehr subtile Unterscheidung zwischen *oraciones impersonales concertadas* und *oraciones cuasi-pasivas* vor. Zur ersten Gruppe gehören die Beispiele «se venden los libros», «se venden libros», «se buscan criados», in welchen die NP die Objektposition einnimmt. Zur zweiten werden Konstruktionen wie «estas pastillas se toman fácilmente» gerechnet, wobei die bestimmte NP vorangestellt wird und das Thema bildet. Als unbestrittene Passivsätze pronominaler Ausprägung gelten dagegen nur solche mit explizitem Agentiv vom Typ «el libro se escribió por un abad».

Was die übrigen Mischformen angeht, so geht die Verfasserin auf den deutlich sichtbaren Übergang von der quasipassiven zur unpersönlich-aktiven Struktur in «se adora a los héroes» mit dem präpositional markierten Objekt ein und weist auf die bereits von Cuervo kritisierten Überschneidungen von passiver und unpersönlicher Konstruktion in Sätzen wie «los atrasos que se les eran debidos» hin. Zurückgewiesen wird dann die schon erwähnte Gleichsetzung von *se* in «se canta» mit frz. *on* in «on chante», denn «las reglas explicativas de la gramática del español deben hacer aparecer al *se*, en estos casos, como una unidad que apunta hacia el sujeto y hacia el predicado» (p. 270). Und schließlich werden die Bauformen «se persigue*n* a los ladrones» und «se vende los libros» als ungrammatikalisch erklärt (p. 275).

Im zweiten Kapitel des zweiten Teils kommt die weitgehend lexikalisch bedingte reflexive Verwendung von Verben wie *comer*, *marchar*, etc. zur Sprache. Nach den Worten der Verfasserin soll abgeklärt werden, inwiefern im Pronomengebrauch diatopische Unterschiede bestehen und ob außerdem syntaktische Faktoren die Setzung des Pronomens beeinflussen. Die Untersuchung stützt sich hier auf eine besonders reichhaltige Materialsammlung aus dem europäischen und amerikanischen Schrifttum und berücksichtigt auch eine ganze Reihe von Dialektmonographien. Nun handelt es sich dabei ja nicht nur um ein diatopisches, sondern ebensosehr um ein diastratisches und stilistisches Problem. M.ª A. Martín zeigt, daß die Umgangssprache zwar überall eine gewisse Vorliebe für die Reflexivkonstruktion besitzt, daß diese jedoch im amerikanischen Spanisch deutlich häufiger auftritt als im europäischen, vor allem etwa mit unbetontem Personalpronomen: «no *te me* vayas a enfermar» (p. 283). Die zurzeit laufenden Forschungsprojekte zu den regionalen Standards Iberoamerikas werden ans Tageslicht bringen, welche von den in Europa als umgangssprachlich oder emotionell gefärbt empfundenen Reflexivverben jenseits des Atlantiks in dieser Hinsicht als neutral verwendet werden. Zu Recht verzichtet die Autorin auf eine Behandlung dieser Frage, allerdings hätte eine Gliederung der Beispiele nach ihrer geographischen Herkunft, wie sie etwa Ch. E. Kany in seiner *Sintaxis hispanoamericana* vornimmt, bereits eine Vorstellung von den diatopischen Verhältnissen innerhalb Amerikas gegeben.

Zur Lösung der syntaktischen Frage greift die Verfasserin auf die im paradigmatischen Teil vorgestellte These zurück, wonach das Reflexivpronomen hier im Sinne der Fillmoreschen Kasusgrammatik als *Locativo-Implícito* zu interpretieren ist. Diese generelle syntaktische Funktion äußert sich bei den intransitiven Verben (*ir*, *andar*, *encaminar*, *entrar*, *pasar venir*, *aparecer*, *amanecer*, *tardar*, *demorar*, etc.) darin, daß der Prozeß als beabsichtigt oder freiwillig gekennzeichnet wird, während die Konstruktion bei transitiven Verben (vor allem denjenigen des Denkens, wie *saber*, *acordar*, *recordar*, *olvidar*, *soñar*, etc.) die Befähigung des Subjekts zur Verbalhandlung hervorhebt. Interessant sind auch die Bemerkungen zur entgegengesetzten Tendenz, nämlich zur Verwendung von Verben wie *casar*, *disparar*, *llamar*, etc. in der Bedeutung der entsprechenden Reflexiva. Diese Erscheinung findet sich hauptsächlich in Amerika und in den westspanischen Mundarten, wie ja übrigens auch das Portu-

giesische in der Setzung des Reflexivpronomens häufig nicht mit dem Spanischen übereinstimmt.

Vollends ins Gebiet der Dialektologie und des *Substandard*-Spanisch begibt sich die Verfasserin im dritten und letzten Kapitel des zweiten Teils, das den sogenannten «usos anómalos morfológicos» gewidmet ist. Hier werden von der Norm abweichende Pronominalkombinationen wie *me se, te se* anstatt *se me, se te*, Verstöße gegen die Konkordanz, etwa in «hay que matarnos por esta revolución», und dialektale Pronominalformen in der Art von *mos, mus, vus, us* besprochen.

M.ª A. Martíns Buch verdient sowohl in methodologischer wie in materieller Hinsicht Beachtung: zum einen werden an einem konkreten Syntaxproblem die Leistungsfähigkeit so verschiedener Sprachmodelle, wie generativer Grammatik, Kasusgrammatik und funktionaler Satzperspektive, geprüft und die so gefundenen Regeln einer diatopischen und diastraischen Normrelativierung unterzogen. Damit zeigt die Verfasserin, daß der Fortschritt in der sprachwissenschaftlichen Forschung letzten Endes weniger über die oft sterile Polemik zwischen «anciens» und «modernes» führt, sondern über eine zweckmäßige Synthese der verschiedenen Methoden. Zum anderen erhellt das Werk einen trotz wichtiger Vorarbeiten noch dunklen Winkel der spanischen Syntax. Dabei scheint mir besonders verdienstvoll, daß die bereits bestehende Dokumentation neu zusammengestellt und bedeutend erweitert wurde und daß das strukturelle Umfeld, d.h. die Fragen der Diathese, der Unpersönlichkeit und des syntaktischen Status der Nominalphrase, eine breite Behandlung erfahren.

Rolf Eberenz

★

HANS-DIETER PAUFLER, *Lateinamerikanisches Spanisch. Phonetisch-phonologische und morphologisch-syntaktische Fragen*, Leipzig (VEB Verlag Enzyklopädie) 1977, 159 p.

Paufler, in der deutschsprachigen Hispanistik bekannt durch seine Arbeiten zur Morphosyntax des amerikanischen, besonders kubanischen, Spanisch[1], legt hier einen Überblick über die wichtigsten lautlichen und grammatikalischen Erscheinungen vor, welche gemeinhin als Merkmale des überseeischen Spanisch gelten. Nun ist die Ausgliederung der iberoamerikanischen Varietäten und ihre gesamthafte Abgrenzung gegenüber der europäischen Norm ja ein oft angepacktes, aber bisher nur teilweise gelöstes Problem. Während die lexikalischen Unterschiede erst in Ansätzen untersucht sind, gibt es über Lautlehre und Grammatik doch bereits eine große Anzahl von Monographien und auch einige Gesamtdarstellungen, wie etwa diejenigen von Kany, Lope Blanch und Malmberg, oder die entsprechenden Kapitel bei Lapesa und Zamora Vicente[2]. Paufler versteht seine Aufgabe offensichtlich als Synthese der

[1] So etwa *Der «voseo» und seine Bedeutung für die grammatische Struktur des lateinamerikanischen Spanisch, Wissenschaftl. Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin. Gesellschafts- und sprachwissenschaftl. Reihe 18* (1969), 719–724; *Das indikativische -ra im Spanischen und seine heutige Bedeutung in Lateinamerika (unter besonderer Berücksichtigung der kubanischen Variante), BBRPh.* 9 (1970), 125–132; *Die unbetonten Objekt-Personalpronomen im Spanischen. Möglichkeiten und Realisierung (unter besonderer Berücksichtigung der kubanischen Variante der spanischen Sprache), BBRPh.* 10 (1971), 356–369.

[2] CH. E. KANY, *Sintaxis hispanoamericana*, Madrid, Gredos, 1969; J. M. LOPE BLANCH, *El español de América*, Madrid, Ed. Alcalá, 1968; B. MALMBERG, *La América hispanohablante. Unidad y diferenciación del castellano*, Madrid, Ed. Istmo, ³1974; R. LAPESA, *Historia de la lengua española*, Madrid, Gredos, ⁸1980, p. 534–599; A. ZAMORA VICENTE, *Dialectología española*, Madrid, Gredos, ²1967, p. 378–447.

neueren Einzeluntersuchungen, mit dem erklärten Ziel, die Fragen der diatopischen Gliederung und ihres geschichtlichen Hintergrunds von neuem aufzurollen.

Anderseits stellt das Buch aber auch eine allgemeine Einführung in die lateinamerikanische Hispanistik dar, wie der wissenschaftliche Abriß im ersten Kapitel zeigt. Auf diesen Seiten werden die bedeutendsten Grammatiker und Linguisten Iberoamerikas seit der Unabhängigkeit vorgestellt. Sie dürften besonders für den Studenten von Interesse sein, ebenso das folgende Kapitel, in dem Paufler den derzeitigen Stand der amerikanischen Dialektologie bestimmt und deren Hauptschwierigkeiten hervorhebt. Was die Methodendiskussion betrifft, so hält er sich an die bis heute grundlegende These von P. Rona: danach kann die Dialektologie europäischer Tradition, welche hauptsächlich die bäuerlichen Mundarten der Landbevölkerung mit der jeweiligen Hochsprache kontrastiert, in Amerika nicht angewandt werden, da dort auch die städtische Mittel- und Oberschicht je nach Gegend verschiedene Varietäten spricht und schreibt. Rona hat dafür den Begriff «norma regional» geprägt, über welcher die europäische Norm der Akademie sozusagen als ideales sprachliches Bezugsystem steht, das der gebildete Iberoamerikaner zwar kennt, aber kaum anwendet. An diesen Regionalnormen, von denen wir bisher erst wissen, daß sie ihre Ausstrahlungszentren in den großen Städten, besonders den Hauptstädten, besitzen, muß sich die Beschreibung der lokalen Mundarten orientieren und nicht an der europäischen Idealnorm.

Im folgenden werden nun eine Reihe von lautlichen Kennzeichen des amerikanischen Spanisch behandelt, wobei die einzelnen Abschnitte als Forschungsberichte aufgebaut sind. Im Vordergrund stehen die phonologische Erscheinung des *yeísmo*, also die Neutralisierung der Opposition /ʎ/ vs. /y/, sowie die phonetische des *žeísmo*, d.h. die frikative Realisierung der beiden Phoneme bzw. des Archiphonems, dann der *seseo* / *ceceo*, die Erhaltung und die velare Verstärkung der Aspiration im Anlaut, die velare Ausprägung von /n/ und schließlich das Zusammenfallen von /r/ und /l/. Paufler zeichnet die Verbreitungsgebiete und Geschichte der einzelnen Formen aufgrund der bisherigen Untersuchungen sorgfältig nach und geht insbesondere auch auf ihre soziale Einstufung sowie auf die Entwicklungstendenzen etwa unter den jugendlichen Sprechern der Städte ein. Überall ist er darum bemüht, die Erscheinungen als nicht ausschließlich amerikanisch hinzustellen, sondern ihre mehr oder weniger intensive, meist regionale oder soziale Verbreitung in Spanien selbst aufzuzeigen. Ferner tritt er gewissen Verallgemeinerungen, etwa in Bezug auf den argentinischen Charakter des *žeísmo* oder die Ausschließlichkeit des *seseo* in Amerika, entgegen. Was den vieldiskutierten Ursprung des *yeísmo* und des *seseo* betrifft, so neigt Paufler in beiden Fällen zur These eines Zusammenhangs zwischen den Entwicklungen diesseits und jenseits des Atlantiks, zumal der *yeísmo* seit 1609, der *seseo* seit dem Ende des 15. Jahrhunderts belegt ist. All diese Daten verändern zwar das Bild von den Verhältnissen, wie wir es aus den oben erwähnten Gesamtdarstellungen kennen, nicht von Grund auf, aber sie tragen zu seiner Vervollständigung und zur Korrektur bisheriger Ungenauigkeiten bei. Zwei wichtige Quellen hat Paufler allerdings aus unerfindlichen Gründen nicht benützt, nämlich die Sprachatlanten der Iberischen Halbinsel und Andalusiens[3]. Besonders der zweite ist angesichts der kontroversen Stellung Andalusiens in der Ausbreitung des Kastilischen nach Amerika ein aufschlußreiches Dokument[4].

Das zweite Hauptkapitel ist den morphosyntaktischen Fragen des *voseo*, des *loísmo*, des

[3] T. Navarro, *Atlas lingüístico de la Península Ibérica (ALPI)*, Madrid 1962; M. Alvar, *Atlas lingüístico y etnográfico de Andalucía (ALEA)*, Granada 1961–1973.

[4] Abgesehen von den zahlreichen Einzelkarten zu Wörtern, welche die besprochenen Phoneme enthalten, sei auf folgende zusammenfassende Lautkarten im Bd. VI des *ALEA* verwiesen: *yeísmo* 1703, *žeísmo* 1704, *seseo* / *ceceo* 1705–1707, etymologisches F- und Aspiration 1713, 1715, 1716.

synthetischen Plusquamperfekts auf *-ra*, des periphrastischen Futurums sowie den Besonderheiten in Genus und Numerus gewidmet. Ausführlich wird vor allem der *voseo* dargestellt, wobei die verschiedenen regionalen Subsysteme und die Fälle falscher Kongruenz vom Typ *vos hablas* und *tú hablás* zur Sprache kommen. Paufler identifiziert die Verbreitungsgebiete des *tuteo* in Amerika mit den Einflußzonen der Vizekönigshöfe von Mexiko und Lima. Was die Pluralformen der zweiten Person betrifft, hätte eine Karte des *ALEA* (1824) ebenfalls die Verhältnisse in Andalusien aufgezeigt: während die östliche Hälfte, d.h. der Norden von Córdoba, Jaén, Granada und Almería, ausschließlich die Form der spanischen Norm, *vosotros cantáis*, verwendet, herrschen im Westen, d. h. in Huelva, Sevilla, im Süden von Córdoba, in Cádiz und Málaga, der in Amerika gebräuchliche Typ *ustedes cantan* und die Mischform *ustedes cantáis* vor. Für den *loísmo / leísmo* macht der Verfasser wiederum genaue Angaben für Lateinamerika, während seine Ausführungen zum europäischen Spanisch, das in diesem Fall für die Entstehungsgeschichte sehr wichtig ist, allzu knapp ausfallen und sich nur auf Zauners Spanisches Elementarbuch, Gili Gayas Syntax, Lapesas Sprachgeschichte und auf die Grammatik der Akademie stützen. Natürlich hätte eine erschöpfende Darstellung den Rahmen des Buchs gesprengt, aber mindestens die Aufsätze von Geßner, Lapesa und Schmidely[5], sowie das reichhaltige Kapitel der Grammatik von Fernández Ramírez (die er in seiner Bibliographie anführt) hätten ausgewertet werden sollen. Ferner müßte stärker betont werden, daß die Vermengung der Formen für Akkusativ- und Dativobjekt sowohl im Substantiv als auch im Pronomen eine typisch kastilische Entwicklung ist, für welche Madrid in vielen Fällen als Ausstrahlungszentrum erscheint.

Auch in den Betrachtungen zum Plusquamperfekt auf *-ra* fehlen einige wichtige Arbeiten der letzten Jahre[6]. Die Hypothese vom Rückgang der indikativischen Funktion in Spanien müßte sicher differenziert werden: sie stimmt vermutlich für die Literatur, aber z.B. in der Zeitungssprache nimmt ihr Gebrauch eher noch zu. Ebenfalls etwas unscharf ist der Abschnitt zum periphrastischen Futurum (hauptsächlich *ir a / haber de* + Infinitiv) ausgefallen. Wiederum fehlen einige bedeutende Untersuchungen[7], und wenn Paufler, Gili Gaya zusammenfassend, die Periphrase *ir a* + Infinitiv für Spanien als «eine Art Notbehelf» bezeichnet, «dessen ungebildete Personen oder Kinder bedürfen, denen der Begriff des Futurs und die entsprechenden verbalen Formen nicht recht geläufig sind» (p. 116), so stimmt dies für die Gegenwart kaum mehr. Obwohl über den heutigen Gebrauch der verschiedenen Futurausdrücke in Spanien noch keine empirischen Untersuchungen greifbar sind, lehren die Erfahrung und die erwähnten Aufsätze, daß die Periphrase auch hier weit verbreitet ist.

[5] E. Gessner, *Das spanische Personalpronomen*, *ZRPh. 17* (1893), 1–54; R. Lapesa Melgar, *Sobre los orígenes y evolución del leísmo, laísmo y loísmo*, in: *Festschrift W. von Wartburg*, Tübingen 1968, Bd. I, p. 523–552; J. Schmidely, *Grammaire et statistique: l'alternance le/lo dans l'expression de l'objet pronominal «direct» espagnol*, *Etudes de linguistique appliquée 6* (1972), 321–329.

[6] O. Becker, *Die Entwicklung des lateinischen Plusquamperfekt-Indikativs im Spanischen*, Leipzig 1928; J. Mallo, *La discusión sobre el empleo de las formas verbales en 'ra' con funciones de tiempos pasados de indicativo*, *Hispania 33* (1950), 126–139; L. Mourin, *La valeur de l'imparfait, du conditionnel et de la forme en -ra en espagnol moderne*, *RGand. 4* (1955), 251–278; H. Rogmann, *Zur indikativischen Funktion der spanischen Verbform auf -ra*, *Ibero-Romania 3* (1971), 163–174.

[7] S. Gili Gaya, *El futuro en el lenguaje infantil*, in: *Strenae Blanco*, Salamanca 1962 (*Acta Salmanticensia, Filosofía y Letras 16*), p. 215–220; J. J. Montes, *Sobre la categoría de futuro en el español de Colombia*, *Thesaurus 17* (1962), 527–555; H. Meier, *Futuro y futuridad*, *RFE 48* (1965), 61–78; H. Meier et al., *Futur und Zukunft im Spanischen*, *ASNS 204* (1967/1968), 332–353; L. Söll, *Synthetisches und analytisches Futur im modernen Spanischen*, *RF 80* (1968), 239–248; L. Sáez Godoy, *Algunas observaciones sobre la expresión del futuro en español*, in: *Actas del XI Congreso Internacional de Lingüística y Filología Románicas*, Madrid 1968, Bd. IV, p. 1875–1889.

Paufler ging im phonologisch-phonetischen Teil von der richtigen Überlegung aus, daß eine genaue Standortbestimmung des amerikanischen Spanisch nur anhand von präzisen Daten zu den europäischen Verhältnissen möglich sei. Wenn er diesem Grundsatz in der Morphosyntax etwas weniger treu geblieben ist, so behält das Buch trotzdem seinen Wert als Einführung und Arbeitsinstrument. Als wichtigste – wenn auch nicht ganz unbekannte – Schlußfolgerung führt er an, daß die Besonderheiten der amerikanischen Varietäten vom Gesichtspunkt der europäischen Norm aus gesehen entweder Archaismen, Vulgarismen oder Regionalismen darstellen. Im Vergleich dazu gibt es auf den behandelten Analyseebenen nur wenige gesamtamerikanische, in Europa nicht belegte Neuerungen, wie auch der indianische und afrikanische Einfluß lediglich in gewissen lokalen Mundarten nachzuweisen ist. Paufler hat anderseits mit Recht darauf verzichtet, die geographische Verteilung der untersuchten Erscheinungen zu einer Synthese zu bringen. Über die dialektale Gliederung Iberoamerikas dürfte wohl erst die Wortschatzforschung endgültigen Aufschluß geben.

Rolf Eberenz

★

Atlas der schweizerischen Volkskunde, begründet von PAUL GEIGER und RICHARD WEISS, weitergeführt von WALTER ESCHER, ELSBETH LIEBL, ARNOLD NIEDERER: Teil II, 8. Lieferung, Karten 261–284, Kommentar p. 785–1053, Basel (Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde) 1979.

Diese letzte Lieferung des zweiten Teils führt mit stattlichen 24 Karten hauptsächlich in die schillernde und komplexe Welt des Aberglaubens und der Volksmedizin. Als Bearbeiter und Verfasser des Kommentars zeichnen ausschließlich Elsbeth Liebl und Walter Escher.

Drei erste Karten sind dem Alpdruck gewidmet: den Bezeichnungen, dem Aussehen des drückenden Wesens und den Abwehrmitteln. Den Linguisten wird besonders die Namenskarte (261) ansprechen. Sie ist gut lesbar und zeigt in deutlicher Gruppierung die einzelnen Begriffsfelder. Wiederum bietet der Kommentar, sorgfältig überdacht und formuliert, eine wesentliche Hilfe beim Lesen der Karte. Es fällt zunächst auf, daß geisterhafte Vorstellungen in Verbindung mit dem Alpdrücken über die ganze Schweiz verbreitet sind, mit Ausnahme der nordöstlichen Ecke und der evangelischen Westschweiz. Dort allerdings dürfte es sich, wie der Rezensent aus eigener Feldforschung zu wissen glaubt, um eine Auswirkung einer intensiven Aufklärung handeln, die über verschiedene Kanäle vor allem im 19. Jahrhundert erfolgte. So ist z.B. für den Einzelbeleg «Servan» aus L'Isle (als Stallkobold, siehe Kommentar p. 795) eine weit größere Verbreitung im Juravorgelände anzunehmen. In der deutschen Schweiz zeichnet sich eine Zone mit der Dominanz des Typus Toggeli von der des Schrättligs (im Osten) ab. Karte 262 – die Gestalt des alpdrückenden Wesens – ist weniger übersichtlich. Die Vorstellungen – Männer, Frauen, Tiere – durchdringen sich räumlich. Ganz eindeutig ist der Zusammenhang mit Hexenvorstellungen, den E. Liebl im Kommentar hervorhebt. Karte 262 stellt die apotropäischen Maßnahmen dar, die man gegen die dämonischen Wesen anwendet. Sie ist lückenhaft; eigentlich ist nur das Messer räumlich weit verbreitet und fast durchgehend anzutreffen. Der Besen ist dagegen auf die Ostschweiz und das Vorderrheintal beschränkt. Es zeigt sich bei dieser Karte, daß ungenügendes Antwortmaterial notgedrungen auch zu einer in der Aussage ungenügenden Karte führt. So darf man z.B. annehmen, daß Kapuziner viel häufiger – auch in evangelischen Gebieten – zur Beschwörung des bösen Zaubers herbeigerufen wurden, als es die Karte aufzuzeigen vermag.

Aussagekräftiger erweisen sich dafür wieder die Karten 264 und 265, die der Ergründung der Zukunft an bestimmten Tagen oder in bestimmten Nächten gewidmet sind. Es handelt sich dabei um einzelne Tage im Winterhalbjahr, die in die Zeit vom 30. November bis zum 12. Januar fallen. Meist geht es um Liebesorakel. Am weitesten verbreitet ist das Bleigießen, überaus beliebt an Weihnachten in der französischen Schweiz. Aber es findet sich auch in der deutschen Schweiz, mit Ausnahme einer inneralpinen Zone rund um den Gotthard. Auch für den Tessin führt die Karte keine Belege an. Sehr häufig ist das Wischen des Bodens. Im Bernbiet kennt man den Gang zum Brunnen, vielfach sind es deren sieben, wobei beim siebten Brunnen der Zukünftige wartet. Der Kommentar weiß über viele weitere Arten zu berichten, wie die Menschen die Zukunft ergründen.

Andere Orakelbräuche erforschen die Witterung und die Fruchtbarkeit. Karte 265 zeigt drei Hauptpraktiken: Weihnachtsrosen oder Blütenzweige werden ins Wasser gelegt und bei der Entfaltung beobachtet, Zwiebeln oder Nußschalen mit Salz bestreut und der Feuchtigkeitsgrad gedeutet; oder dann hält man sich an die 12 Lostage zwischen Weihnachten und Dreikönigen, von denen jeder stellvertretend für einen Monat steht. Auffallend ist auch hier wieder die Homogenität der französischen Schweiz und zwar über die konfessionellen Grenzen hinweg.

Volle fünf Karten (266–70) zeigen die Termine, die man als entscheidend für das künftige Wetter ansieht. Diese Zuteilung ist angemessen, wenn man bedenkt, wie wichtig vor allem in bäuerlichen Kreisen solche Voraussagen waren. Grundsätzlich gibt es zwei Möglichkeiten der Deutung: DasWetter wird nach dem Stichtag über einen längeren Zeitraum gleich bleiben oder sich danach grundsätzlich ändern. Die vielschichtigen Antworten brachten große Probleme für eine kartographische Darstellung. Die Legenden mußten so ausgeweitet werden, daß man besondere Beilagen benötigte. Schwierig ist auch zu ermessen, was bei den Wetterregeln alteingewurzeltes Gut ist und was die Bevölkerung aus der Lektüre, vor allem den Kalendern, übernommen hat. Karte 266 zeigt die Wetterregeln auf, die mit der Zeit von Palmsonntag bis Fronleichnam verknüpft sind. Auffallend ist zum Beispiel, daß der Termin Christi Himmelfahrt ausschließlich auf die romanischen Gebiete, allerdings von der Westschweiz bis Romanisch-Graubünden beschränkt ist. Auch auf Karte 267 (Periode Ende Mai bis September) setzt die Westschweiz einen besondern Akzent: der alte Lostag Médard (8. Juni), der schon für das 16. Jahrhundert belegt ist, findet sich hier dicht gestreut in der alten Sinndeutung: Medardus regnerisch bedeutet weiterhin Regen. Eine Karte (269) ist allein Lichtmeß, also dem 2. Februar gewidmet. Ihm kommt in allen Sprachgebieten eine große Bedeutung als Lostag zu. Auch hier läßt sich, wie E. Liebl ausführt, eine schöne Kontinuität aufzeigen, da schon in schweizerischen Bauernpraktiken zu Beginn des 16. Jahrhunderts ganz ähnliche Wetterregeln zu finden sind. Eine eindrückliche Karte mit sinnreichen Zeichen. Es fällt auf, daß sich in den alpinen Gebieten (und im italienischen Sprachgebiet) keine Redensarten finden, die sich auf ein Tier (das etwa seine Höhle verläßt und damit kommendes Wetter kündet) beziehen, ein einleuchtender Befund, da zu dieser Zeit meist der Winter noch hart in den Berggebieten herrscht. Wenig ergiebig ist dagegen Karte 270, welche die Monate, Wochentage, Quatembertage als Termine, die für das künftige Wetter entscheidend sind, festhält. Die spärlichen Belege erlauben kaum eine Übersicht.

Die Karten 271 und 272 sind der Tagewählerei gewidmet, also den Glücks- und Unglückstagen, an denen man gewisse Handlungen vornimmt oder unterläßt. W. Escher führt dazu im Kommentar aus: «Das Prinzip der Tagewählerei, das Wählen und Beachten guter und schlechter Tage, sog. Glücks- oder Unglückstage, gehört zu den weit verbreiteten uralten menschlichen Glaubensvorstellungen. Ebenso häufig beachtet wie bekämpft, haben sich diese volkstümlichen Ansichten erstaunlich gut erhalten, sei es als wirklich glaubensmäßige Grundhaltung, nach der man sein Tun und Handeln richtet, sei es als abgetane Meinung, sei

es schließlich nur noch als leicht hingeworfene, sinnentleerte Redensart.» (p. 917). Ein Beispiel übrigens für den präzisen und ausgewogenen Stil des Kommentars. Die Ursachen, warum gerade bestimmte Tage als Unglückstage gelten – und es ist vorzüglich diese negative Deutung vorhanden –, sind nicht geklärt, wenn auch Richard Weiß seinerzeit gewisse Ansätze für eine Deutung aufgezeigt hat (Freitag in Anlehnung an Karfreitag als dem Tag des Leidens und Sterbens Christi usw.). Eine in den Kommentar eingestreute Karte zeigt die günstigen Tage, wobei man kaum von eigentlichen Glückstagen spricht. Mit Karte 271, den ungünstigen Wochentagen gewidmet, liegt wieder ein eindrückliches Dokument vor. Da zeichnen sich die Zonen ab: Dienstag und Freitag in der italienischen Schweiz, der Mittwoch ohne Freitag im deutschsprachigen Landesteil, und die Westschweiz als geschlossenes Gebiet mit dem Freitag als ausschließlichem Unglückstag, der interessanterweise im 19. Jahrhundert, wohl noch unter Berner Einfluß, zugleich der bevorzugte Hochzeitstag war.

Welche Handlungen meidet man an diesen verschrienen Terminen (Karte 272)? Es sind fast immer Tätigkeiten oder Unternehmen, die einen neuen Lebens- oder Zeitabschnitt einleiten: Hochzeit, Alpaufzug, Stallwechsel usw. Die Westschweiz scheint wiederum weniger stark an solche Tabus gebunden.

Ein überaus buntes Bild zeigen die Karten 273 und 274, den Glücks- und Unglückstagen gewidmet. Oft sind die lokalen Ansichten schwankend. So ist vor allem der 13. des Monats sowohl als Glücks- wie auch (und dies häufiger) als Unglückstag belegt. An nicht wenigen Orten trifft man beide Interpretationen an.

Neun Karten betreffen die Volksmedizin (275–283); sie wurden alle von Walter Escher betreut. Dem verstädterten Menschen von heute wird es seltsam erscheinen, daß zwei volle Karten der Nachgeburt der Kälberkuh gewidmet sind. Sie belegen aber die große Bedeutung, die man dieser Frage im bäuerlichen Denken beimaß. Die erste Karte ist eine Sprachkarte. Escher begründet im Kommentar, warum sie sich in einem Volkskundeatlas befindet. Es soll vor allem die Zusammenschau über die Sprachgrenzen hinweg ermöglicht werden, unter Einbezug der Motive. Die dominierende Bezeichnung über alle Landesteile stammt aus dem Bedeutungskreis des Reinigens, resp. des Unreinen. Als zweite wichtige Bedeutungsgruppe haben wir «Aufrichten, in Ordnung bringen». Sie tritt in regional geschlossenen Gruppen über die drei Sprachgebiete Französisch, Deutsch und Italienisch auf. Vielfältiges geschieht mit der Nachgeburt (Karte 276). Am häufigsten vergräbt man sie, die Belege dafür verteilen sich fast regelmäßig über die ganze Schweiz. In alpinen und voralpinen Gegenden läßt man sie noch eine Zeitlang im Stall liegen, bevor man sie wegschafft, und dieses Wegschaffen hat oft behutsam, ohne Verletzung z.B. mit der Gabel zu erfolgen. In solchen und ähnlichen Praktiken äußert sich ein Empfinden, das auch nach der körperlichen Trennung noch einen organischen Zusammenhang zwischen Muttertier und Nachgeburt spürt.

Ins eigentliche Gebiet der Volksmedizin führt Karte 277, welche die Mittel gegen das Seitenstechen darstellt. Im Jura und Mittelland (mit Ausnahme des deutschsprachigen Bernbiets) sind das Aufheben eines Steines, sein Bespucken und Wegwerfen weitaus am häufigsten. Wiederum findet sich eine kleine Karte mit den Benennungen in den Kommentar eingeschaltet. Vier weitere Karten verzeichnen die Mittel gegen Warzen, Nasenbluten und die Maßnahmen zur Blutstillung allgemein. Die beiden letzten volksmedizinischen Karten sprechen von der Epilepsie, dieser in den Augen des Volks so rätselhaften Krankheit. Escher dazu: «Wie immer die Meinungen sind, das Gefühl der Hilf- und Ratlosigkeit kommt in den Antworten immer wieder zum Ausdruck» (p. 1031). Zuerst gibt eine Wortkarte die Benennungen der Krankheit (Karte 282). Die Vorstellung vom «fallenden Weh» ist dabei vorherrschend. Im italienischen Sprachgebiet ist häufig auch von der «schlimmen Krankheit» (mal brütt) die Rede. Nur ganz am Rand erscheint der Ausdruck der Schulmedizin Epilepsie. Heute würde diese Karte, unter dem Einfluß von Schule und Massenmedien, wohl anders

aussehen. Häufig sieht man damals die Ursachen (Karte 283) noch in dämonischen Einflüssen. Vorherrschend, und dies über alle Sprachgebiete hinweg, ist der Schrecken als Erklärung, wobei an alle möglichen Arten des Erschreckens gedacht wird. Die Angaben über die Mittel gegen die Epilepsie erbrachten nicht genügend Material für eine besondere Karte. Dies ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die Leute das Übel sehr oft als unheilbar ansahen. Der Kommentar führt allerdings eine reiche Auswahl von Aussagen an, die vom Besprechen, über Segnungen und Wallfahrten bis hin zu pflanzlichen Mitteln und zum Anlegen des Hemdes eines Toten gehen.

Ganz außerhalb der thematischen Reihe beschließt eine Karte über Ersatzviehfutter die Lieferung.

Wir kommen zur abschließenden Wertung. Diese zweitletzte Lieferung aus dem großen Atlaswerk erweist erneut, welche einzigartige Quelle zur schweizerischen Volkskunde wir damit besitzen. Zugegeben, es handelt sich bereits um ein Zeitbild aus der Vergangenheit, und zwar aus einer Periode des Übergangs. Gerade das macht mit den Wert der Karten aus. Das Alte ist noch gegenwärtig, faßbar; es zerbröckelt aber, und dahinter wird eine neue Denk- und Empfindungsweise sichtbar. Der Prozeß ist je nach Thematik unterschiedlich fortgeschritten.

Es ist in den letzten Jahren Mode geworden, den Wert solcher Atlanten grundsätzlich in Frage zu stellen. Ein Wissenschaftsverständnis der Volkskunde, das in ihr nur eine Gegenwartswissenschaft mit sozialer Dynamik sieht, kann naturgemäß mit solchen Karten wenig anfangen. Aber jenseits aller modischen Wissenschaftsströmungen steht die Tatsache, daß hier wichtige volkskundliche Fakten in ihrer geographischen Streuung sichtbar gemacht werden, daß eine rasche Orientierung über sehr heterogene Gebiete ermöglicht wird. Wo sonst könnte man sich solche Erkenntnisse holen? Auf Spezialuntersuchungen zu warten, ist utopisch. Mit dem Abschluß des Atlasses wird die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde ein Werk vorlegen, das fundamentale Bedeutung besitzt, auf das man sich immer wieder beziehen wird. Den Bearbeitern ist für das Ausharren zu danken, für die stets gleich sorgsame und gepflegte Darstellung der Fakten in Karten und Kommentar.

Paul Hugger